

Der Wunderblock

Zeitschrift für Psychoanalyse



Nº 1

Norbert Haas, Vreni Haas, Lutz Mai, Christiane Schrübbers

Lucienne Demoisy

Jürgen Pritt

Ratzlow Druck

Printed in Germany

© 1978 Verlag der Wunderblock, Niebuhrstr. 77, D - 1000 Berlin 12

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck mit Genehmigung des Verlags

Der Wunderblock

Zeitschrift für Psychoanalyse

Mai 1978 – Nr 1



Sopraporte	3	
Die Übersetzung	7	Jacques Lacan
Beim Lesen Freuds. . .		
Die Novelle	15	Lutz Michael Mai
Einige Überlegungen zur Eröffnung der Rubrik		
Zur Einführung der Spekulative	24	Norbert Haas
Aus der Geschichte der psychoanalytischen Bewegung	27	Christiane Schrübbers
Erste Bemerkungen		
Bücher	34	
Rezensionen	35	Franz Kaltenbeck – Lutz Mai – Vreni Haas
Serge Leclair – Michèle Montrelay – Hanns Sachs		
Berichte und Ankündigungen	45	
Rätsel, Anagramm	26.44	

Sopraporte

Der Wunderblock soll vom Unbewußten handeln, von dem bei Freud die Rede war, in der Vielfalt seiner Erscheinung und seiner einzigen Realität gemäß, der Realität des Sexuellen.

Es ist wiederzufinden und zu behaupten, was einer für einmal im Zwielflicht neurotischen Krankseins gefunden und kurze Zeit behauptet hat. Wenige Generationen haben genügt; es zu allem möglichen zu verfälschen: zum Vorbewußten, mehr oder minder Bewußten, zum romantisch Unbewußten, zum kollektiv Unbewußten, zum sozial nicht Bewußten. Da auf es zu wenig oder zuviel Licht fiel, entzog es sich der Geschichte.

Es wiederzufinden und zu behaupten, das Programm des Wunderblocks, wird diesem nicht leicht werden. Denn wie eine Zeitschrift, wenn seine einzige Realität bereits verkannt ist, wo mehrere sich über sie verständigen wollen? Wenn dies Ausweichende sich allein in der Analyse realisiert und nicht über es sich reden läßt, nur von ihm als von etwas, das unmöglich zu sagen ist?

Der Wunderblock wird hier nicht mehr sein können als die Sammlung der analytischen Erfahrung von Einzelnen. Kaum ihr Austausch.

Den Markt der Rede über Psychoanalyse beherrschen heute ohnedies die, die der Freudschen Entdeckung das Ausweisliche, das gesellschaftlich Nützliche auspressen wollen. Der Wunderblock wird hier nicht mithalten. Denn das außeranalytische Schwätzen über Psychoanalyse muß als ein Anspruch gelten, der die zu Antworten bewegen mag, die sich in den Anspruch teilen. Wer nicht weiß, ob er Analyse machen soll, mag dort Bücher lesen oder schreiben, ihm ist weder zu- noch abzureden. Der Wunderblock wird geschrieben und gelesen werden von der Minderheit derer, die Analyse machen und deren Praxis sich an jenem „anderen Schauplatz“ orientiert, den Freud als den Schauplatz des Unbewußten beschrieben hat.

Es gibt dennoch einen objektiven Grund, diese Zeitschrift zu schreiben und sie zu lesen. Die Möglichkeit der einzelnen Analyse ist abhängig von der Anstrengung derer, die die Spahnung der Freudschen Entdeckung aufrecht erhalten. Es ist nicht gleichgültig, was öffentlich über Psychoanalyse gedacht, geredet, entschieden wird. Institutionelles ragt in jede Analyse herein, so sehr der Analytiker meinen mag, sein Kabinett dagegen abdichten zu können. Wenn in der Öffentlichkeit die Meinung vorherrscht, die Psychoanalyse sei eine Sozialleistung, so hat das Folgen, für den Analytiker und nicht zuletzt für die Qualität der neurotischen Erkrankung selbst. Wenn geredet wird, nicht die Sexualität sei heutzutage das Problem, sondern das, was man „Sinn des Lebens“ nennt, hat das Wirkungen.

Es ist vorstellbar, daß Analyse nicht mehr stattfindet.

Der Wunderblock wird sich mit der Geschichte der Psychoanalyse in Deutschland befassen, mit ihren Anfängen, mit dem Reichsinstitut, mit dem heutigen Dachverband. Was die deutschen psychoanalytischen Gesellschaften nach dem Krieg mit den Ordinarien der Psychiatrie, den Psychotherapeuten, schließlich mit den Kassen ausgehandelt haben, nennen sie selber „Kompromisse“. Sie definieren sich damit als Symptom. Die Erkenntnis, daß im Realen wiederkehrt, was im Symbolischen verworfen wurde, sollte Anlaß sein, sich mit der Geschichte dieser Kompromisse zu beschäftigen.

Wie es dazu kommen konnte, die Psychoanalyse am Maßstab der gesellschaftlichen Effizienz zu messen, was schließlich die Anerkennung der Neurose als Krankheit im Sinne der Reichsversicherungsordnung eingebracht hat, ist rekonstruierenswert, bis herauf zum ungeheuren Einfluß der Sozialwissenschaften, insbesondere heute der Kommunikationstheorie. Dabei kann jener duale Clinch zweier Ichs, in welchem das eine vom andern übernehmen soll, wie „Symbole von einer privatsprachlich deformierten Ausdrucksweise in die Ausdrucksweise der öffentlichen Kommunikation (zu) übersetzen“ sind, so wenig als Analyse gelten wie jenes Treibhaus, in dessen feuchtwarmer Luft die diversen therapeutischen Wünschbarkeiten wie Realitätstüchtigkeit, volle Objektbeziehung, Genitalität etc. heranreifen sollen. Das funktioniert, aber Analyse ist es nicht.

Vergessen sind die Strapazen, denen Freud sich im Unmöglichen, im Partialen, im Nicht-Sinn unterzog. Die Psychoanalyse heute ruht wie in Abrahams Schoß oder flüchtet unter die Soutane der Frankfurter. Aus dem einen schlägt Dunst, aus dem andern ein Geruch von Naphtalin.

Das Schwierigste: die Übertragung, das Hindernis. Seien wir in ihrer Theoretisierung so vorsichtig wie Freud. Der Unsinn des Konzepts der Gegenübertragung, der kursiert, sagt nur, daß, wer nicht hören will, meint, fühlen zu müssen.

Für den Wunderblock macht es keinen Unterschied, ob Analytiker ihn lesen oder Analysanten, denen er mit Lacan den harten Konsonanten zumutet, den ihre Situation fordert. Nimmt der Wunderblock damit Partei? So wäre die Frage falsch gestellt. Denn Wirklichkeit ist, daß die Analytiker Partei nehmen, ihre. Die Tendenz der Psychoanalyse heute, die mit ihrem Werben um öffentliche Anerkennung, um akademische Habilitierung, die mit Zulassungsbestimmungen und lehranalytischen Curricula, mit Statuten und Kongressen auf nichts anderes als auf berufsständische Sicherungen aus ist, hat die Substitution von ubw durch DPG, DPV etc. in den Bereich des Möglichen gerückt. Die Politik der großen Buchstaben könnte erfolgreich sein, was zumindest als Bedrohung empfunden werden muß von denen, die nichts zu sagen haben als das Kleine, und dies nur schwer.

Freud fand nicht das Vergesellschaftbare in der permanenten Schikane, die die Sexualität dem Subjekt ist, sondern das Nichtrealisierte, das sich allein in der Analyse realisiert.

Wird der Wunderblock von ihm schreiben können?

Das Unbewußte ist Schrift, der 52. Brief an Fließ formuliert es, Schrift aber, die sich nicht

ohne weiteres lesen läßt. Fast ganz aus dem Blick gerückt ist heute die Kunst, ja Künstlichkeit der Argumentation Freudscher Texte, in denen strenge Formalisierung, Erzählung, Spekulation, Entwurf und Zurücknahme ineins jenes prekäre Äquivalent der Sprache bilden, das der Erfahrung des Unbewußten entsprechen könnte.

Der Sprung in diese Sprache, über die Generation und ihr Zerstörungswerk hinweg, scheint unmöglich. Nicht daß wir heute anders schreiben und reden als vor einem dreiviertel Jahrhundert geschrieben und geredet wurde. Auch Freud schrieb anders. Das Problem ist, daß die Sprache der Psychoanalyse sich wieder jener Wissenschaftssprache angenähert hat, der Freud sie abgekämpft hatte. Die unilineare Verflachung der Rede vom Unbewußten, die aus dessen Wirkungen selbst zu begreifen wäre, ist eine **Tatsache**.

Freud wußte und er zeigte es in seiner Sprache, daß die Rede vom Unbewußten Fiktion ist, eine Wette.

Der Wunderblock nimmt diese Wette auf, und er hofft, daß der Leser auf seiner Seite den Einsatz verdoppelt. Er wird mit Fiktionen operieren, er soll spekulativ sein, und nicht ohne Witz. Denn obwohl das Beste, was man heute von deutschsprachigen Autoren lesen kann, so wirkt, als saugten sie an einer Zigarre, die jeden Augenblick auszugehen droht, gibt es diese Lust: zu wetten, daß das Unbewußte seine Zeit hat und wir noch nicht im postanalytischen Alter sind. Es wäre die Sache der Schreiber und Leser dieser Zeitschrift. Denn die, die Analyse machen, machen die Analyse. Wer sonst?

Der Wunderblock wird ständige Rubriken haben:

Die *Novelle*, womit die „Fallgeschichte“ gemeint ist und das Verhältnis von analytischer *Erfahrung und Theorie*.

Spekulative, womit eine Argumentationsform wiederbelebt werden soll, die heute in Freuds Rede gestrichen scheint: die Spekulation.

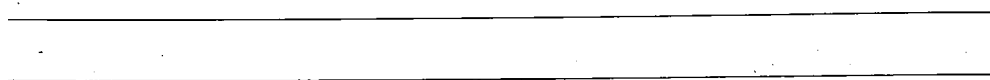
Die *Übersetzung*, die dem deutschsprachigen Leser vermitteln soll, was andere schon sagen, worin andere weiter sind. Der Wunderblock bringt in den ersten Nummern Aufsätze zum Thema der „Lehranalyse“.

Der *Text* bringt Texte aller Art, sofern sie von analytischem Interesse sind.

Aus der Geschichte der psychoanalytischen Bewegung. Hier schreibt der Wunderblock die Geschichte, die die psychoanalytischen Gesellschaften nicht schreiben wollen.

Rezensionen, Ankündigungen, Berichte, Sprachglossen, Rebusse, Rätsel, auch allerhand Amüsement, denn:

„Je näher wir der amüsanten Psychoanalyse sind, umso mehr ist es wirklich die Psychoanalyse.“
(J. Lacan, Seminar I, VII)



Die Übersetzung

Beim Lesen Freuds ...

Beim Lesen Freuds bleibt gegenwärtig die Frage in der Schwebe, ob die Psychoanalyse eine Wissenschaft ist – oder bescheidener, ob sie zur Wissenschaft einen Beitrag leisten kann –, oder ob ihre Praxis vielleicht keines jener Privilegien der Strenge hat, mit denen sie sich brüstet, angeblich um die schlechte Note in Empirie anzuheben, die seit jeher Gegebenheiten und Resultate der Psychotherapien in Verruf gebracht hat. Auch um den von ihr verwendeten sehr schwerfälligen Apparat zu rechtfertigen, der, wie's gelegentlich den Anschein hat, und wie von ihr auch versichert wird, eine Herausforderung sein soll an den meßbaren Ertrag.

Von diesem Gesichtspunkt aus, gewiß, müßte die Gunst, die sie weiterhin genießt, als unglaublich erscheinen, zeigte sich nicht eben da, und zwar ohne Zweifel, daß sie mit einer andern Waage zu messen ist. Mit welcher, müßten ihre Praktiker selbst wissen, wenn sie nicht jenes Schicksal erleiden wollen, das jedem Mißbrauch von Privilegien beschieden ist. Wenn die Frage nicht schon für erledigt gilt, dann darum, weil die Domäne, die sie aufzeigen, diese Praktiker, wahrhaftig jenen Bereich der sogenannten psychischen Effekte angeht, der keineswegs der ist, dem eine akademische Lehre und eine Welt von Vorurteilen verhaftet bleiben. Der Begriff der Psychologie scheint uns dabei der geeignetste, sämtliche Täuschungen dieser Art zu kumulieren. Die Psychoanalyse überlebt, weil sie noch das Versprechen enthält, für deren Ende einzustehn.

Was die analytische Praxis wahrhaftig, was sie von Natur mitbringt, die Grundlagen dessen zu verändern, was in den Titel des Universalen gesetzt ist, ist das Unbewußte. Dies Unbewußte, von dem man redet, ohne mehr zu tun, als auf eine so alte wie grobe Bildnerei zu vertrauen, die jedoch durch Freud hervortrat, um etwas zu bezeichnen, das bis zu ihm nie gesagt worden war. Was als seine Struktur zu artikulieren wäre, ist die Sprache. Und da ist der Kern meiner Lehre. Da auch behaupte ich, in ihrer maßvollsten Form, aus jener leisen Stimme, in der Freud den Ton der Vernunft erkennt, was ich im Ansatz dieser Rückkehr zu Freud gefunden habe. Es genügt, Freud an beliebiger Stelle aufzuschlagen, um von der Tatsache erfaßt zu sein, daß es in dem, was er uns vom Unbewußten enthüllt, allein um Sprache zu tun ist. Davon ist auszugehen, soll all das geprüft, noch einmal durchgenommen werden, was er im Progreß einer Erfahrung vorträgt, über die er allein Rechenschaft geben kann in einem Diskurs, dessen Merkmal das einer wirklichen Stilistik ist. Es geht also um jene mit Gering-schätzung behandelten Register in jener Rechnung, die der Psychoanalytiker sich selber aufmacht bezüglich seiner Praxis, seiner Theorie der Widerstände oder der Übertragung. Daraus ergeben sich Konsequenzen, unberechenbare Konsequenzen, von der Ethik bis in die Politik, von der Wissenschaftstheorie bis hin zur Logik, die dieser zugrunde liegt.

Wenn die Psychoanalytiker sich dieser Problematik so wenig gewachsen zeigen, in der die

Wege sich trotzdem wie von selbst abzeichnen, dann anscheinend deshalb, weil sie auf ihrem Gebiet reichlich beschäftigt sind. Bemerkenswerterweise hat Freud in diesem Punkt einen für einen Gelehrten erstaunlichen Mangel an Naivität an den Tag gelegt. Das Unbewußte, kündigte er an, von uns mit Gewalt erobert, wird sich in Bälde wieder schließen. Er wollte damit etwas ganz Präzises sagen, und genau dem galt dann auch bald die ganze Sorge der Analytiker. Das Unbewußte läßt sich nicht mehr machen wie zur Zeit Freuds, und das ist die große Wende, jene erschütternde Revision, der sich, in den dreißiger Jahren, ihre Technik unterziehen sollte. Was heißt das? Es wäre einfach, hier an eine der Rückwendungen zu erinnern, die wir auf den verschiedensten Gebieten erfahren haben, man denke nur an die Antibiotika. Es ist evident, daß man sich da zufriedengestellt mit einer Art summarischem Rekurs auf ein immanentes Gleichgewicht, wie es jedem Obskurantismus zugrundeliegt. Freud indessen, wenn er an derlei denkt, findet offenbar keinen Anlaß, wieder einzuschlafen. Erinnern wir uns, daß der Stil seiner Interpretationen in jenen Kuren, über die er berichtet hat, verdutzt. Diese enthalten nach wie vor den Stoff, der, für den Analytiker, ein Zeugnis dafür ist, womit er es in Wahrheit zu tun hat, das, was animiert, weil's fast Gemeingut geworden ist und das allgemeine Bewußtsein durchsetzt hat, das ihm aber auch die Undenkbarkeit dessen verhüllt, auf das er aus ist. Daß es da eine Beziehung gebe zwischen dem neuen Widerstand, den er so antrifft, und der Tatsache, daß sein Patient selber ihm den Schlüssel liefert, der jetzt in der Öffentlichkeit kursiert, daran zweifelt er nicht. Er hat recht, wenn er nur den Versuch aufgibt, Freud nachzuahmen. Er hat sogar schlecht und recht, dieser Grün(d)ling, freilich noch lange nicht Grund, zwischen seinen abgemümmelten Zähnen „wilde Analyse!“ hervorzuzischen. Denn er ist kaum so konform mit der Ungleichheit dessen, was Information im gewöhnlichsten Sinn genannt werden muß bei denen, die er nur zu schnell auf diesem Wege reobjektivieren wird, als daß er sich verpflichten müßte, seine Position uniformerweise in die sogenannte Widerstandsanalyse zu verkehren.

Ich zeige in meinen Schriften auf, was die Bedeutung dieser Absicht ist, und zwar an den Begriffen, mit denen gewisse Analytiker, die übrigens wissen, was sie tun, proklamieren, dies sei die Reintegration der Psychoanalyse in die Kategorien der Allgemeinen Psychologie. Aber angesichts der totalen Umkehrung eines Beobachtungsfelds wird sich überall dort, wo die sogenannte Experimentalmethode regiert, die Frage stellen, wie man sich vor etwas schützen kann, das man „subjektiven Irrtum“ nennt. Es könnte gut sein, daß dieser Ausdruck hier eine andere Bedeutung annimmt. Keiner, der nicht wüßte, daß man, soll's möglich sein, sich nicht zu täuschen, im reinen sein muß mit seinem eigenen Unbewußten, das man als operativ erkennt im Einschluß jenes Flechtwerks, das der Patient im analytischen Kunstwerk ausspinnt. Möglicherweise ist der Analytiker nicht so ganz neben dem Weg, den er wählt, indem er seine Lichter auf die Widerstände konzentrierte, daß er verkennen könnte, daß es nicht ausreicht, sich dieser Forderung durch eine Lehranalyse zu entledigen, und daß der Hauptwiderstand sich vielleicht gerade in seiner Weigerung zeigt, die Prüfung der Frage des Unbewußten über das hinauszutreiben, was von der Höhle erhellt wird, indem man eine Fackel in ihr fallen läßt. Nicht das ist's, was die Geologie Sie lehrt. Bei Freud findet sich

alles, was es braucht für die Bemerkung, daß er in Wirklichkeit von den Mauern der Höhle spricht, man darf nur nicht auf der Beschreibungsebene stehen bleiben. Das ist umso einfacher, als die Struktur hier der Beschreibung selbst integriert ist, denn die Beschreibung dient den Struktureffekten, weil diese Effekte der Sprache sind. Kurz, für Freud wie für alle andern, die im Denken die Funktion von Gründern hatten, gilt, daß seine Lektüre in sich selbst den Wert der Formation hat. Der Widerstand, der machte, daß die Psychoanalytiker bis zu mir sich geweigert haben, diesen Weg zu bemerken, der gleichwohl irgendwie an der Haut seines Textes klebt, ist hinlänglich angezeigt in der Wut, die dieser Weg provoziert, nachdem nicht mehr übersehen werden kann, daß einige ihn betreten haben. Das Scherben-gericht, dem sich überantwortet sieht, was da eine neue Anstrengung verlangt, eine Anstrengung, die höchst erneuernd wirkt, läßt sich weder aus geistiger Trägheit noch geistiger Verkalkung hinlänglich erklären. Die Psychoanalyse in Frankreich hat es vorgezogen, in mehrere Stummel zu zerbrechen statt ihre Chance in einer Lehre zu sehen, die – man bedenke nur die diversen Forderungen eines philosophischen Schlißes, den die klassische Schulung dem Schüler vermitteln soll – der Psychoanalyse in diesem Land mit Sicherheit ermöglicht hat, Atem zu holen. Es gibt ein Merkmal, an dem man erkennen kann, daß es sich hier in der Tat um etwas handelt, das mit der Ablehnung des Unbewußten verbunden ist: daß nämlich die didaktische Verwandtschaft, wenn ich so sagen kann, daß der Didaktiker, der den Analytiker bildet, stets wahrnehmbar bleibt.

Um die schwere theoretische Verkommenheit zu bemerken, die insgesamt ein Kennzeichen der psychoanalytischen Bewegung ist, ist die Institution recht nützlich, die psychoanalytische Institution, versteht sich. Es handelt sich hier um ihre Ausdrucksfunktion. Ohne die Mittel, über die sie, die Institution, verfügt, könnte man überhaupt nicht wissen, wie weit das geht. Lesen Sie nur, ich bitte Sie darum, die Berichte von den internationalen Psychoanalysekongressen. Sie werden einiges bemerken bei dieser Lektüre, zum Beispiel was über Freud gesagt wird. Es geht da um Anafreudismus, wie ich es nenne, den Freudismus zu Annas Gebrauch. Sie wissen, was anas sind, kleine Geschichten, gesammelt unter einem Eigennamen. Dem Laien werden sie am ehesten das Niveau vermitteln, dem auch die Praxis verhaftet bleibt. Sagen wir, daß diese Praxis in der Institution nicht das geringste beunruhigende Zeichen von Fortschritt zeigt. Meine Schüler sind sehr nett, sie lachen darüber hinter vorgehaltener Hand. Und sie trösten sich, indem sie auf den sehr offenen Charakter eines Gesprächs hinweisen, das sie mit diesem oder jenem geführt haben – ein Privatgespräch natürlich. Was für harmlose Seelen, die ich da erzeuge!

Ginge es bei dieser internationalen Vereinigung nur darum, daß sie Gastroenterologen oder Psychologen vereinigen sollte, würde sich die Frage gar nicht stellen. Die Frage der Institution stellt sich auf einer andern Skala, nicht der eines Messebetriebs, sondern eher auf der des Stammbaums. Und hier spielt das alles nicht auf dem Schauplatz der Welt, sondern im Herzen von Grüppchen, die aus Knoten bestehen, in welchen sich die Zweige dieses Baums überschneiden. Es geht um die Übermittlung der Psychoanalyse selbst, von dem einen Analytiker, der es ist, der Analytiker ist, zu einem andern, der es wird oder sich einführt, es zu

sein. Diese Gruppen, auch „Gesellschaften“ genannt, die in der ganzen Welt wie Pilze aus dem Boden schießen, haben alle das eine gemeinsam, daß sie behaupten, diese Übermittlung zu garantieren, gleichzeitig aber das offensichtlichste Nichtvorhandensein einer Definition dieser sogenannten Lehranalyse erkennen zu lassen, besonders was die Veränderungen anbetrifft, die von ihr für das Subjekt erwartet werden. Man weiß zwar, daß Freud diese Analyse als notwendig angesehen hat, sowie es aber darum geht, etwas über ihr Resultat auszusagen, tritt man an Ort und Stelle. Für den Lehranalytiker, das heißt für **den**, der autorisiert ist, Lehranalysen zu machen, ist es unnütz, auch nur zu hoffen, daß er wissen könne, was ihn befähigt. Ich sage diese Dinge jetzt ganz laut, wo ich am Fuß des Gebäudes Lösungen beige-tragen habe zur Veränderung. Aus Achtung vor dieser versteckten Misere habe ich die Veröf-fentlichung meiner Arbeiten so lange und so hartnäckig hinausgezögert, bis dann die Samm-lung dafür ausreichend war. Vielleicht ist es bereits zu viel, zu sagen, daß auch nur soviel von meiner Lehre Gemeingut geworden sei. Wo ich doch meine ganze Geduld darauf verwen-den mußte, daß diese darin nicht untergehe. Gelegentlich brauche ich eine so lange Anstren-gung. Eine geprüfte Gruppe – das ist das Wort – assistiert mir jetzt. Der Preis, den ich dafür zu zahlen hatte, ist mir jetzt leicht, was nicht heißt, daß ich ihn leicht genommen habe. Ich habe einfach die unglaublichsten Rechnungen bezahlen müssen, um nicht durch die Peripe-tien abgelenkt zu werden, die man mich ganz absichtlich erleben lassen wollte – sagen wir, von Seiten des Anafreudismus. Diese Peripetien habe ich denen überlassen, denen sie Zer-streuung waren. Nehmen Sie das Wort in seinem vollen Gewicht, wo es sagt, daß sie der Zer-streuung bedurft haben, der Zerstreuung, Ablenkung von dem, was sie zu tun durch mich aufgerufen waren. Ich werde vielleicht eines Tages Zeugnis davon geben, nicht so sehr wegen der Geschichte, auf die ich mich verlasse ihrer Vergangenheit wegen, als vielmehr dessenthal-ben, was die Historiole, wie Spinoza sagt, über das Grundgeweb aussagt, in das jene sich ein-sticken konnte. Über die Sorten Löcher, zu welchen unter allen gerade die Aktion, die Psychoanalyse heißt, die prädestiniert, die sie praktizieren. Gänsespiel, wenn man so sagen kann, auf das sich eine Art Exploitation stützt, die, obschon in allen Gruppen üblich, hier doch einer besonderen Regel folgt. Indem ich Ihnen das sage, bemerke ich, seltsamerweise, daß ich mit der Evokation eines Geruchs beginnen würde, mit dem, was der Analyse ent-weicht, denn, schauen Sie, das gibt's, die Röcke des Anafreudismus. Ich könnte allerdings auch über jenen Mann schreiben, der anstelle des Kopfs eine Ratte trug – ich habe es gesehen, und nicht nur ich allein, in Stockholm.

Etwas fehlt der analytischen Gemeinde. Sie hat die Ordnung der Tugenden nicht wiederher-gestellt, wie sie der Status des Subjekts erfordern würde, das sie an ihrer Basis installiert. Freud wollte sie nach dem Modell der Kirche einrichten, aber das Ergebnis ist, daß jeder nun in dem Zustand festgehalten ist, wie die christliche Skulpturenkunst uns die Synagoge vor-stellt, mit einer Binde vor den Augen. Was wohlgemerkt noch immer eine kirchliche Be-trachtungsweise ist. Man kann nicht darauf aus sein, die Struktur wiederherzustellen, ohne weiterhin in Verlegenheit zu sein, sowie man ein Kollektiv auf dieselbe gründen möchte, denn gerade dies verbirgt die Struktur der Allgemeinheit der Sterblichen.

Die Struktur, in der Tat, deren Anerkennung die Psychoanalyse fordert, ist das Unbewußte. Es klingt ziemlich dumm, daran zu erinnern, es ist es aber sehr viel weniger, wenn man bemerkt, daß eigentlich niemand weiß, was das ist. Das sollte uns nicht aufhalten. Wir wissen genauso wenig, was Natur ist, und lassen uns trotzdem nicht davon abhalten, Physik zu treiben, und zwar Physik von einer Tragweite ohnegleichen. Sie nennt sich ja die Wissenschaft. Eine Chance immerhin bietet sich uns, was das Unbewußte angeht: die Wissenschaft, von der es ausgeht, ist mit Sicherheit die Linguistik, erste Strukturtatsache. Sagen wir lieber, das Unbewußte ist strukturiert, weil es wie eine Sprache gemacht ist, es entfaltet sich in den Effekten der Sprache. Unnütz, es nach dem Warum zu befragen, es wird Ihnen antworten: das ist so, um dich zum Sprechen zu bringen. Ganz wie mit den Kindern, wo man sich ihm anvertraut, ohne freilich zu wissen, wie weit das geht, was man nur für einen Trick hält, gerade gut genug, sich aus der Affäre zu ziehen. Man vergißt nämlich, daß das Sprechen nicht die Sprache ist, und daß komischerweise die Sprache das Wesen zum Sprechen bringt, das sich nun aus dieser Sprecherei spezifiziert. Es liegt auf der Hand, daß meine Hündin sprechen kann und daß sie, indem sie es tut, sich sogar an mich wendet. Daß ihr jedoch die Sprache fehlt, das ändert alles. Anders gesagt: die Sprache ist nicht auf Kommunikation reduzierbar.

Man kann zweifellos davon ausgehen, daß ein Subjekt sein muß, damit von der Sprache Gebrauch gemacht wird. Das heißt aber, daß man zuerst über etwas hinaus sein muß, was die Sache kompliziert: daß nämlich das Subjekt, trotz Descartes, nicht zu denken ist, ohne es als von der Sprache strukturiert zu denken. Descartes leitet richtig ab, daß das Subjekt allein aus der Tatsache ist, daß es denkt, er übergeht jedoch, daß das Denken eine logische Operation ist, und daß er die Terme dieser logischen Operation keinesfalls nur dadurch zu reinen Termen machen kann, daß er sie von jeder Idee eines Wissens entleert. Er übergeht, daß, was als Subjekt ist, eben das ist, was, Gänsefüßchen auf, „also bin ich“ denkt. Es geschieht aber, daß es da denkt, wo das Subjekt schlechterdings nicht imstand ist, dieses „also bin ich“ zu artikulieren. Wo nämlich strukturell ausgeschlossen ist, daß das Subjekt an das herankommt, was seit Descartes im Begriff des Selbstbewußtseins seine Verfassung ausmacht. Was wäre die Verfassung des Subjekts da, wo Es denkt, ohne zu wissen, nicht nur, was Es denkt, sondern auch, daß Es denkt? Hören Sie, ohne je es wissen zu können. Damit ist für jedermann einsichtig, daß da Es noch in verstärktem Maße ist, sowie ein anderer etwas davon wissen kann. Und da dem seit Freund so ist, denn das ist es, das Unbewußte, ist jedermann damit zufrieden. Das hinkt nur in einem Punkt: Dieses Es kann in keiner Weise „also bin ich“ sagen, das heißt, sich als das benennen, was spricht. Einer, der sich nichts sehnlicher wünscht als eine Rückkehr der Philosophie — jedenfalls preist er sich als ein solcher an — will uns wieder zur Anschauung des Seins führen, ohne für den Augenblick was Besseres zu wissen, als diese Anschauung Bergson zuzuschreiben, der sich lediglich in der Adresse, nicht aber in der Tür geirrt habe — wie ebendieser ihm seinerzeit bedeutet hatte. Glauben wir uns ja nicht am Ende mit der Anschauung des Seins, das ist nie sein letzter Quietscher. Halten wir nur in einem Ton, der nicht der unsre ist, sondern einer, der, in dem Wechsel, der uns festhält, an einen Doktor Pantalon erinnert, jene Reihe offenkundiger Sackgassen fest,

die da in, man muß schon sagen, wohlkonservierter Kohärenz auftauchen. Man wird ihnen die Rechnung machen, wenn man sich auf sie bezieht. Für uns verbirgt sich in dieser Komödie einfach noch das Fehlen einer angemessenen Negation in der Logik. Ich meine eine, die geeignet wäre, ein *vel* einzubeziehen, ich wähle das lateinische *vel* und nicht *aut*, ein *vel*, das die Struktur in den folgenden Termen auszudrücken vermöchte: entweder (*ou*) ich bin nicht, oder (*ou*) ich denke nicht – wobei der Durchschnitt das cartesische Cogito wäre. Ich denke, daß die Logiker mich verstehen, die Doppeldeutigkeit des französischen Worts „ou“ (*ou*, „oder“ und *où*, „wo“) reicht bereits aus, die Struktur dieses topologischen Hinweises festzuhalten: ich denke wo (*où*), da wo (*là où*) ich nicht sagen kann, daß ich bin. Wo, da wo ich in jeder Aussage das Subjekt des Aussagens als ein durch einen Strich, eine Barre vom Sein getrenntes zu setzen habe. Mehr denn je taucht hier offenkundig nicht die Anschauung des Seins wieder auf, sondern dessen Forderung. Und damit geben sich die zufrieden, die nicht über ihre Nasenspitze hinauszusehen vermögen.

Das Unbewußte bleibt der Kern des Seins für die einen, andere werden mir zu folgen glauben, wenn sie aus ihm das andere der Realität machen. Die einzige Art, sich da herauszuziehen, ist die Setzung, daß es das Reale ist, was nicht heißen will, keinerlei Realität. Das Reale sofern unmöglich zu sagen, das heißt, sofern das Reale das Unmögliche ist, ganz einfach. Unmöglich jedoch, sich auch darüber noch zu täuschen, was ich hier sage. Kann sich in der Psychoanalyse die Wissenschaft des Unmöglichen als solche konstituieren? Es lohnt sich, die Frage so zu stellen, denn nicht anders hat Freud die Psychoanalyse seit ihrem Anfang definiert. Deshalb auch vermag ich, nachdem ich fünfzehn Jahre lang diese Frage einer sicher undankbaren, aber gerade darum verdienstvollen Zuhörerschaft angepaßt habe, sie vermittelt der Funktion zu artikulieren, die dem Signifikanten im Unbewußten zukommt. Was ich mache, geschieht gleichwohl in der Absicht, einen Damm zu errichten, nicht gegen den Pazifik, sondern gegen den Guano, der die leuchtende Schrift, in welcher die Wahrheit in ihrer Fiktionsstruktur ihren Ursprung nimmt, in Bälde wieder zudecken wird, wie's immer der Fall war. Ich sage, daß auf das Sein die Silbe folgt, die uns weit mehr erklärt, ich sage aber auch, daß es nicht lange anhalten wird, wenn wir uns hier nicht in Acht nehmen. Ich kürze hier sehr ab mit diesen Worten, man spürt es.

Ich schließe mit Worten, die mir als Kurzschluß dienen sollen, meine Antwort auf die literarische Kritik zu zentrieren. Mit Grund zeigt sich diese Kritik als solche an der Promovierung der Sprachstruktur interessiert, wie sie sich derzeit in der Wissenschaft abspielt. Sie hat aber keine Chance, daraus Nutzen zu ziehen, wenn sie sich nicht in die Schule jener streckbaren Logik begibt, die ich zu begründen suche. Eine Logik, die so beschaffen ist, daß sie jenes neu sich produzierende Subjekt abzudecken vermag, und zwar nicht, sofern dieses als Seiendes halbiert würde – ein doppeltes Subjekt wäre nicht mehr wert als das Subjekt, das sich eins glaubt, weil es auf alles eine Antwort weiß, was genauso dumm wie trügerisch ist – sondern, sofern es ein in seinem Sein geteiltes Subjekt ist. Kritik wie Literatur werden Gelegenheit haben, an ihm anzuecken in der Struktur selbst. Weil das Unbewußte den Primat einer Schrift erfordert, gleiten die Kritiker dahin aus, das geschriebene Werk zu behandeln, wie das

Unbewußte behandelt wird. Es ist unmöglich so, daß das geschriebene Werk nicht jeden Augenblick etwas für die Interpretation im psychoanalytischen Sinn böte. Aber auch nur im geringsten hierauf einzugehen, heißt, es als die Tat eines Fälschers zu behandeln, denn, insofern es geschrieben ist, ist es nicht die Imitation des Effekts des Unbewußten. Es behauptet dessen Äquivalent, nicht weniger real als dieser selbst, aber doch nur, indem es ihn seiner eignen Krümmung folgend schmiedet und dichtet. Und was das Werk angeht, ist der genauso Fälscher, der es herstellt, im Akt selbst, es in der Entstehung zu verstehen, so Valéry an die Adresse der neuen Gebildeten aus der Zwischenkriegszeit. Das Symptom wie ein Palimpsest zu behandeln, ist in der Psychoanalyse eine Bedingung von Effizienz. Das besagt aber nicht, daß der Signifikant, der durch sein Fehlen den Zug von Wahrheit macht, gelöscht worden sei, denn wenn wir wissen, was Freud sagt, gehen wir davon aus, daß der Signifikant verdrängt worden ist und daß hier der Punkt ist, von dem aus an den unerschöpflichen Fluß von Bedeutungen appelliert wird, der in das Loch stürzt, das er produziert. Interpretieren, das heißt sicher, dieses Loch zu schließen. Aber die Interpretation soll nicht eher wahr als falsch sein. Sie soll richtig sein, was letzten Endes darauf hinausläuft, diesen Sinnappell versiegen zu machen, auch wenn es den Anschein hat, als würde er im Gegenteil noch aufgerührt. Ich habe es eben gesagt, das literarische Werk gelingt oder es scheitert, aber nicht, indem es die Effekte der Struktur imitiert. Es existiert nur in der Krümmung, die die der Struktur selbst ist. Es handelt sich da nicht um eine Analogie. Die fragliche Krümmung ist nicht mehr Metapher der Struktur als die Struktur Metapher der Realität des Unbewußten ist. Sie ist deren Reales, und in diesem Sinne ist es falsch, daß das Werk etwas imitiere. Es ist, als Fiktion, wahrhaftig Struktur. Man lese, was ich an den Anfang meines Buchs über Edgar Poes Entwendeten Brief setze. Machen wir uns klar, was ich da von dem Effekt sage, den ein Brief allein seinem Umlauf schuldet, indem er noch die Figur seiner Besitzer in seinem Schatten sich drehen läßt. Und dies, ohne daß auch nur einer, wie man sagen kann, eine Vorstellung davon hätte, was er an Sinn enthält, denn darum kümmert sich keiner. Nicht einmal die Person, der er gestohlen wurde, hatte, was als wahrscheinlich angegeben wird, Zeit, ihn zu lesen. Was würde es der Erzählung hinzufügen, wollte man sich seinen Wortlaut ausdenken? Man erinnere sich auch, wie ich in meiner Analyse der ersten Szene von *Atthalie* ausgezeichnet habe, was in dem Begriff des „Steppunktes“ in meiner Schule erhalten geblieben ist. Die Linie meiner Analyse war nicht, die Falten von Abners oder Joads Herz, auch nicht Racines, zu untersuchen, es ging mir vielmehr darum, die Diskurswirkungen aufzuzeigen, über die es einem Widerstandskämpfer, der seiner Politik sicher ist, gelingt, einen Kollaborateur an die Angel zu kriegen, der vergeblich versucht, sich reinzuwaschen, und den er schließlich so weit bringt, daß er sogar seine große Herrin in die Falle gehen läßt, was letztlich genau die gleiche Wirkung auf die Zuhörer hat wie jenes Stück, in dem Sartre die Schimpfreden der Milizen sich bis an einen Punkt steigern läßt, an dem sie sich auch auf das Porträt Pétains richten, vor einem Publikum, das den Genannten noch insgeheim pries, ihm das ganze Spektakel seinerzeit erspart zu haben. Es handelt sich hier natürlich um die moderne Tragödie, die auf derselben Reinigung durch Schrecken und Mitleid beruht wie

die antike, gewiß, nur daß sie diese Reinigung vom Opfer auf den Henker überträgt – oder, anders gesagt, über den Schlaf der Gerechten wacht. Soviel, um zu sagen, daß Racine wie Sartre in ihrer Intention ohne Zweifel überholt werden, daß sie jedoch für das, was ihre Intention überholt, keine Verantwortung tragen. Die Verantwortung trägt ausschließlich das Genre, das sich Theater nennt, und das überaus wahrheitsgetreu ist in dem, was es dem Publikum vorführt, überaus roh auch darin, wie diesem so mitgespielt wird. Auch ich werde von meiner Intention überholt, sowie ich schreibe. Wenn es aber legitim ist, mich als Analytiker, wenn man bei mir in Analyse ist, über meine Lehrbestrebungen zu befragen, über die sich alle, so viele es auch sein mögen, den Schädel kratzen, so gibt es für keinen Kritiker weder zu meinen Aussagen, noch zu meinem Stil einen anderen legitimen Zugang als festzustellen, ob Aussagen und Stil im Genre sind, aus dem die hervorgehen. Vielleicht könnten sie, indem sie mir zuhörten, einiges an Strenge für sich gewinnen – ich würde das begrüßen.

Jacques Lacan



Erschienen in: Robert Georgin: Lacan, Cahiers Cistre Nr. 3, Lausanne: L'Age d'Homme 1977. Übersetzt von Norbert Haas und Vreni Haas.

Die Novelle

Einige Überlegungen zur Eröffnung der Rubrik

1

Ich habe lange die Wahrheit gesucht über das Leben der
Menschen untereinander
Dieses Leben ist sehr verwickelt und schwer verständlich
Ich habe hart gearbeitet, um es zu verstehen, und dann
Habe ich die Wahrheit gesagt, so wie ich sie gefunden hatte.

2

Als ich die Wahrheit gesagt hatte, die so schwer zu finden war
Da war es eine allgemeine Wahrheit, die viele sagten
(Und nicht alle so schwer finden).

B.B.

Das Thema dieser Rubrik wird die psychoanalytische Erfahrung sein. Ihre Bezeichnung verdankt sie dem Umstand, daß die Gesetzmäßigkeiten der Empirie in der Psychoanalyse grundverschieden sind von denen anderer Wissenschaften, etwa jenen der Kasuistik in der Medizin oder des Experimentes in der Psychologie, der Statistik in den Sozialwissenschaften. Der Name selbst geht auf Freud zurück, der diese Eigenartigkeit bereits ganz zu Beginn seiner Forschungen bemerkt hat: „... und es berührt mich selbst noch eigentümlich, daß die Krankengeschichten, die ich schreibe, wie Novellen zu lesen sind, und daß sie sozusagen des ernstesten Gepräges der Wissenschaftlichkeit entbehren. Ich muß mich damit trösten, daß für dieses Ergebnis die Natur des Gegenstandes offenbar eher verantwortlich zu machen ist als meine Vorliebe. ...“ (1)

Heute, 80 Jahre nach dieser Anmerkung, stellt sich das Problem nur auf einer Seite verändert dar: die Fallgeschichten, die in der zeitgenössischen Literatur zu studieren sind, lesen sich nicht mehr wie Novellen. Auch entbehren sie nicht mehr des ernstesten Gepräges der Wissenschaftlichkeit. Nur die breite Front derer, die die Psychoanalyse ablehnen, hält an diesem ersten Eindruck fest: die Psychoanalyse ist unwissenschaftlich. In der Theorie handelt es sich um Spekulation, in der Praxis, welche die Empirie begründet, um reine Magie oder Suggestion. Nichtobjektivierbar, unbegründbar sind die Formeln, mit denen man sich behilft. Es hat den Anschein, als hätten die Kritiker Freud weniger vergessen als manche Psychoanalytiker, die ihm nur noch zugute halten, daß er – ein typisches Kind seiner Zeit(!) – nicht anders konnte; mit allen seinen Vorlieben.

Hat sich also die Psychoanalyse durch die strenge medizinische Kasuistik, die sie demonstriert, durch die Erfolgstatistiken, die sie vorlegt, zu einer ernstzunehmenden Wissenschaft gemausert, verschmäht noch, aber immerhin?

Freud scheint gehnt zu haben, daß ins Kabinett wie in die Fachliteratur bald der akademische Weltgeist einzieht; zumindest hat er uns gewarnt: „... für dieses Ergebnis ist die Natur des Gegenstandes ... verantwortlich.“ (s.o.)

Kann sich die Psychoanalyse, wie uns immer wieder versichert wird, so entwickeln, daß sie binnen eines nicht einmal ein Jahrhundert umfassenden Zeitraumes ihren Gegenstand wechselt?

Ein Stück aus der Geschichte der Psychoanalyse macht deutlich, worum es geht: Nach seinem Bruch mit Freud zog Jung einige fundamentale Ergebnisse der Psychoanalyse in Zweifel. Er bestritt – wie sollte es auch anders sein! – die hervorragende Bedeutung der Sexualität, besonders die Existenz einer infantilen Urszene. Die hierauf folgende wissenschaftliche Auseinandersetzung erledigte Freud mit der Veröffentlichung einer einzigen Fallgeschichte (2), nicht mehr und nicht weniger. Hätte man nicht, in Kenntnis der akademischen Gepflogenheiten, objektive Belege erwarten können, Zahlenmaterial, grundlegende Untersuchungen, nach den Gesetzen der Stochastik und Aleatorik hieb- und stichfest gemacht?

Es macht den Eindruck, als kümmerge sich die Psychoanalyse nur um Einzelereignisse. Vielleicht gelingt ihr da ab und zu auch ein guter Wurf, aber sie scheint ihre Einzelergebnisse in völlig unzulässiger Weise zu verallgemeinern. Im Gegensatz dazu wird bei den akademisierten Wissenschaften immer eine Reihe von besonderen Ereignissen mit Hilfe ausgeklügelter Verfahren, die zumeist aus der Mathematik entlehnt sind, zum Allgemeinen oder allgemein Gültigen erklärt. Erst auf diese Weise sei die objektive Wissenschaftlichkeit gewährleistet, kann man hören.

Was hat es mit dem Gegenstand der Psychoanalyse auf sich, der dazu herhalten muß, ihren Begriff der Empirie zu rechtfertigen? Was geht in der Psychoanalyse vor und woraus besteht ihr Verfahren?

„Es geht nichts anderes zwischen ihnen vor, als daß sie miteinander reden. Der Analytiker verwendet weder Instrumente, nicht einmal zur Untersuchung, noch verschreibt er Medikamente. (...) Der Analytiker bestellt den Patienten zu einer bestimmten Stunde des Tages, läßt ihn reden, hört ihn an, spricht dann zu ihm und läßt ihn zuhören.“ (3)

Es „geht nichts anderes vor als ein Austausch von Worten zwischen dem Analysierten und dem Arzt.“ (4)

„Ob sie sich als Instrument der Heilung, der Berufsausbildung oder der Tiefeninterpretation versteht, die Psychoanalyse hat nur ein Medium: das Sprechen des Patienten. Die Offensichtlichkeit dieser Tatsache entschuldigt nicht, daß man sie übergeht.“ (5) Diesen Aussagen ist an Klarheit kaum etwas hinzuzufügen. In ihrer Kenntnis erscheint es vielmehr erstaunlich,

daß man sich heute den Kopf zerbricht, um herauszubekommen, was denn in der Psychoanalyse geschehe. Wir hören und lesen von einer „emotionalen Reedukation“, von dem „probeweisen Einsatz lebenspraktischer Vorannahmen“, von einer „systematischen Stärkung des Ich, die aus der Auseinandersetzung mit dem Analytiker hervorgeht“ und eine Menge anderer rätselhafter Formeln, für welche vor allen Dingen spricht, daß sie gelehrt klingen. Im übrigen lassen sie den Verdacht aufkommen, daß sich hier durch eine Hintertür ein ordentliches Stück Psychiatrie – moralische Behandlung – eingeschlichen hat. Nun gut.

Bleiben wir also bei dem, was greifbar ist: bei dem Sprechen. Es wird uns nichts geschenkt, denn wie können wir begreifen, daß Sprechen, wie wir es den Tag über tun, etwas so Besonderes, Wirkungsvolles sein sollte, daß es zum Gegenstand eines Verfahrens wird, gar heilen kann? Denn es handelt sich in der Tat ganz einfach um Sprechen und nicht um Zaubersprüche oder die Vermittlung von Lebensweisheiten. Eine alte Schwierigkeit der Psychoanalyse: Jeder meint, weil er spricht, könne er auch mitreden.

Auf die Gefahr hin, psychoanalytisch gebildete Leser zu langweilen, will ich die Grundlinien dessen, was die Psychoanalyse hierzu erforscht hat, kurz nachzeichnen.

Halten wir zunächst fest, daß das Sprechen und die Sprache die einzigen Merkmale sind, durch welche sich der Mensch von der übrigen Welt der Lebewesen unterscheidet. Gewiß übersehen wir an dieser Stelle nicht die Verhaltensforschung, die bei einigen Tieren Kommunikationssysteme gefunden hat, die sie auch teilweise entziffern konnte. Diese Forschungen sind im Gegenteil sehr willkommen, denn sie machen deutlich, worum es in der Psychoanalyse nicht geht: um Kommunikation. Lacan führt diesen Gedanken anhand der Forschungen des Entomologen Karl von Frisch aus, der das Nachrichtensystem der Bienen in 10jähriger Arbeit entziffert hat: „Ist es (das Signalsystem der Bienen, d. Verf.) eine Sprache?

Wir können sagen, daß es sich von einer Sprache gerade durch die starre Korrelation seiner Zeichen mit der Realität unterscheidet, die diese Zeichen bedeuten. Denn in einer Sprache gewinnen Zeichen ihren Wert aus ihrem wechselseitigen Verhältnis in der lexikalischen Verteilung ihrer Semanteme ebenso wie in der positionellen oder flexionellen Verwendung ihrer Morpheme. Das setzt sie in einen Gegensatz zu der Starrheit der Kodierung, die das Kommunikationssystem der Bienen beherrscht. Die Verschiedenheit menschlicher Sprachen erhält unter diesem Aspekt besonderes Gewicht. Wenn ferner eine Botschaft in der hier beschriebenen Art das Handeln eines *socius* bestimmt, so wird sie doch nie von ihm weiterübermittelt. Das wiederum bedeutet, daß sie gebunden bleibt an ihre Funktion eines handlungsauslösenden Relais, von dem kein Subjekt sie ablöst und zum Symbol der Kommunikation selbst erhebt.“ (6)

Es handelt sich also um eine Spielart des S(timulus) - - - R(esponse)-Bogens, den die Verhaltenstheorie ja zu einer ihrer Grundlagen macht. Die Bienen haben keine Möglichkeit, hieraus auszubrechen. Denn das hätte zur Voraussetzung, daß sie in S - - - R eine Hemmung einschalten, um S speichern zu können. Ohne vorangegangene Speicherung können sie die Information ja nicht weiterübermitteln. Diese Feststellung schließt an Freuds erste Bestim-

mung der Psyche als einem Hemmungsorgan an (7). Er knüpft an diese Überlegung auch die Begründung für die alles überragende Bedeutung der Sexualität: als einziges Bedürfnis kann sie für längere Zeit aufgeschoben werden, ohne daß für das biologische Leben Gefahr bestünde. (8) Ob es sich bei dieser Hemmung um eine innere oder äußere handelt, spielt dabei keine Rolle.

Aus dieser Zwangslage heraus – innere oder äußere Hemmung – handelt sich der Mensch die Sprache ein, wenn ein dritter hinzukommt. Die Mechanik dieses Vorganges zu erläutern, würde uns zu weit abführen. Unser Interesse ist vor allen Dingen darauf gerichtet zu erfahren, was er sich einhandelt.

Bei der Sprache geht es um ein System von Zeichen, die – wie wir weiter oben erfahren haben – ihren Wert aus ihrem wechselseitigen Verhältnis untereinander gewinnen. Bei den Bienen gibt es kein deutsches und französisches Signalsystem: es ist eindeutig auf die Realität bezogen, den Einfallswinkel des Sonnenlichtes – wie bei der astronomischen Navigation – zur Richtungsbezeichnung und bestimmte Bewegungen zur Bestimmung der Entfernung. Diese eindeutige Beziehung besteht bei dem Zeichensystem der Sprache nicht: die einzelnen Gegenstände werden in verschiedenen Sprachen verschieden bezeichnet. Der Linguistiker de Saussure hat diesen Tatbestand so ausgedrückt: „Le signe linguistique unit non une chose et un nom, mais un concept et une image acoustique.“ Die Formel hierzu lautet: $\frac{S}{s}$, wobei S der Signifikant ist und s das Signifikat.

Das heißt, daß das System der Zeichen nicht unter dem Kommando der Sachen steht, sondern durch die Differenz zwischen den Signifikanten existiert. Wir können also nicht von einem einzelnen Signifikanten sprechen, sondern immer nur von mehreren, einer sogenannten Kette. Wenn man diesen Gedanken weiter verfolgt, kommt man zu der Überzeugung, daß es keine vorab gegebene Bedeutung gibt, sondern daß diese erst durch das Spiel der Signifikanten entsteht. So manchem werden sich hier die Haare sträuben, denn es ist ein Kernsatz unserer abendländischen Tradition, das System der Bedeutungen als unabhängig vom Zeichensystem zu begreifen. Denken wir aber daran, daß die Bedeutung nicht identisch ist mit der Sache selbst; die Existenz der Dinge ist also von dieser Aussage nicht berührt, wohl aber die Bedeutung. Bei dem Zeichen „Wurm“ besteht z.B. keine direkte Beziehung zu dem biologischen Lebewesen, sondern nur zu einer Bedeutung.

Davon spricht Lacan, wenn er schreibt: „Und man wird an der Frage scheitern in dem Maße, als man sich nicht von der Illusion befreit, daß das Signifikante der Funktion entspreche, das Signifizierte vorzustellen, besser: daß das Signifikante seine Existenz im Namen irgendeiner Bedeutung zu verantworten habe.“ (10) Die Bedeutung entsteht erst durch ein nach bestimmten Regeln ablaufendes Spiel der Signifikanten. Die Signifikate legen von diesem Spiel Zeugnis ab, nicht umgekehrt.

In Verfolg dieser Regeln stoßen wir auf die Metapher und die Metonymie. Uns soll an dieser Stelle eine allgemeinste Bestimmung dieser Begriffe genügen, zumal sie derzeit in der Literatur eine breite Behandlung erfahren, in die wir uns jetzt nicht einschalten wollen.

Die Metapher können wir mit einer Formel bezeichnen: $f(\frac{S'}{S})S \cong S(+)/s$. Anders gesagt, handelt es sich um ein Verhältnis von zwei Signifikanten S' und S in Klammern als Funktion von S . Diese Seite ist kongruent mit der rechten, wo wir sehen, daß ein Signifikant steht mit einem Signifikate, das eine neue Bedeutung (+) markiert.

Bei der Metonymie ist das Letztere nicht der Fall: $f(S \dots S')S \cong S(-)/s$. Eine Reihe von Signifikanten ist kongruent mit einem Signifikanten, ohne daß ein neues Signifikat entsteht: $s(-)S$. (11)

Wichtig ist für uns zweierlei und verdient, noch einmal erwähnt zu werden: zwischen dem Zeichen (Symbol) und der Sache besteht keine feste Beziehung: „Das Symbol stellt sich zunächst als Mord der Sache dar, und dieser Tod konstituiert im Subjekt die Verewigung seines Begehrens.“ (12) Und zweitens wollen wir festhalten, daß nicht die Bedeutungen die Zeichen machen, sondern aus der Bewegung der Signifikanten entstehen.

Bemerkenswert ist, daß gerade die einfältigsten Kritiker der Psychoanalyse diesen Sachverhalt begriffen haben, wenn sie uns immer wieder vorwerfen, bei der Psychoanalyse handele es sich nur um Einbildungen (= Mord der Sache). Gewiß, läßt sich dem entgegenhalten, „mais ça n'empêche pas d'exister“.

Dieses Verhältnis, das durch das Sprechen konstituiert wird, haben nicht nur Psychoanalytiker und Linguisten bemerkt. Der theoretische Physiker Niels Bohr beschreibt es in seinen Gesprächen mit seinem Kollegen Werner Heisenberg so: „Die Sprache hat einen eigentümlichen Charakter. Wir wissen nie genau, was ein Wort bedeutet, und der Sinn dessen, was ein Wort bedeutet, hängt von der Verbindung der Wörter im Satz ab.“ (13) Fontane drückt es noch drastischer aus: „Von meinen Worten möchte ich gelegentlich sagen: sie haben mich.“ (14)

Wie wir gerade gesehen haben, hat der Einzelne auf das Zustandekommen einer Bedeutung keinen Einfluß, da die Bedeutung durch die Bewegung der Signifikanten, ihr Gleiten, zustandekommt: „Das Ich ist nicht mehr Herr im eigenen Hause“ heißt es dazu bei Freud (15) und bei Lacan: „Der Mensch spricht also, aber er tut es, weil das Symbol ihn zum Menschen gemacht hat.“ (16) Wir handeln uns mit dem Sprechen zunächst einmal die Unmöglichkeit ein, feste Bedeutungen im Vorhinein und durch einen Willensakt zu erhalten. Die Sprache ist eben nicht das System, das zur Kommunikation am besten geeignet ist.

Dieser Bruch wird durch einen weiteren Umstand noch bedeutsamer: die Rede ist trans-individuell, sie unterliegt – als Rede – ebenfalls nicht dem Vermögen des Einzelnen. Vergewärtigen wir uns, daß ein Mensch schon vor seiner Geburt einen Namen hat: in den Gesprächen seiner Eltern, bei Verwandten etc. Auch nach seinem individuellen Tod existiert er zumindest in seinem Nekrolog noch weiter. Dem Spiel des Signifikanten gesellt sich auf diese Weise ein zweiter Faktor hinzu, den wir die Rede des Anderen nennen wollen.

Diese Rede des Anderen umfaßt die Gesamtheit der bestehenden Erzählungen, die zur Disposition stehen. Beide Faktoren zusammen genommen machen die symbolische Ord-

nung aus. Mit dem Sprechen handeln wir uns sie ein, ob wir wollen oder nicht. Die Psychoanalyse untersucht das Sprechen als Funktion der symbolischen Ordnung und nicht als Funktion des Einzelnen, des Individuums.

Nach so vielem ernsten Gepräge haben wir uns wohl eine kleine Illustration verdient. Vielleicht hilft sie uns auch, den einen oder anderen Gedanken besser zu verstehen.

Eine junge Dame erzählt mir, sie habe sich gerade mit ihrem Freund darüber unterhalten, ob man an diesem Abend noch ins Theater gehen solle oder nicht. Nun sei ihr ziemlich schlecht, wahrscheinlich, weil sie sich darüber ärgere, daß ihr Freund immer alle möglichen Pläne habe, aber selten etwas dabei herauskomme. Die Übelkeit habe mit diesem Gespräch angefangen. Wir können uns sagen, daß es sich hier offensichtlich um ein Bruchstück handelt, denn wir können uns nicht erklären, warum der Ärger ausgerechnet eine Übelkeit auslösen kann und nicht Wut, noch wissen wir, warum ihr Ärger gerade an dem Punkt so heftig sein sollte.

„Ich bitte Sie also, mir den Hergang des Gespräches genauer zu schildern.“ Unter anderem ist nun an einer beiläufigen Stelle zu hören, daß der Freund, unzufrieden mit der zögernden Gesprächsführung seiner Begleiterin, bemerkte: „Dir muß man ja die Würmer aus der Nase ziehen.“ Hieran knüpfen sich Erinnerungen an eine Polypenoperation, die sie vor langer Zeit über sich ergehen lassen mußte, an eine Blinddarmentfernung (Wurmfortsatz), welche letztere über den beruhigenden Zuspruch des Operateurs „es wird nur ein kleiner Wurm aus dem Bauch herausgenommen“ ihren Anschluß an eine Reihe kindlicher Geburtsphantasien wie an einen heftigen Wunsch, ein Kind zu bekommen, findet. Der Übergang wird noch dadurch erleichtert, daß man in der Umgangssprache ein Kind als „Wurmchen“ bezeichnet.

Der Ausspruch, „daß bei dem Freund nichts herauskommt“, erscheint nun schon in einem anderen Lichte.

Übelkeit ist bekanntermaßen ein Zeichen für Schwangerschaft; sie stellt in unserem Zusammenhang u.a. den Gedanken dar: „ich bin schon schwanger, wir können ins Theater gehen und ich erspare mir den Verkehr“.

An die Polypen knüpft sich dank des Sprachgebrauches in gewissen Kriminalromanen die bei uns in Berlin gebräuchliche abschätzige Bezeichnung „Bulle“. Auf diese Weise finden wir Anschluß an eine andere Gedankenkette zur Frage des Geschlechtsunterschiedes: Bulle-Ochse-Kuh. Auch dieser Gedanke ist in der Bemerkung „bei meinem Freund kommt nichts heraus“ enthalten.

Über die Anmerkung, daß Tote auch von Würmern gefressen werden – ein Geschwister der Dame ist früh gestorben – kommen wir wieder in ein ganz anderes Feld. Die Verknüpfungen, die sich ergeben, machen einen Eindruck, als seien sie unendlich. (17)

Es ist nichts Neues und auch kein Stück, das einer umfassenden Analyse unterzogen werden soll; wie gesagt, nur eine Illustration dessen, was ich zuvor ausgeführt hatte.

Wir bemerken, daß ein Kommentar, den das Individuum gar nicht ernst genommen hatte, unbemerkt seine Wirkungen entfaltet. Z.B. über Metaphern: der kleine Wurm als Metapher für ein Kind, oder Metonymien: wie Wurmfortsatz für Blinddarmoperation. Aus einem Zwischenruf entsteht so eine Erzählung, die, wie die Übelkeit anzeigt, auch dann ihren Gang geht, wenn das Bewußtsein davon nichts oder kaum etwas erfährt. Die Entdeckung der Erzählung war möglich, weil wir uns die Verknüpfung eines Zeichens mit einer bestimmten Sache als beliebig vorgestellt haben.

Bei diesem Verhältnis handelt es sich um einen Abdruck dessen, was Freud — ebenfalls bereits sehr früh — in den Abhandlungen zur Sexualtheorie ausführt: „Wir werden aufmerksam gemacht, daß wir uns die Verknüpfung des Sexualtriebes mit dem Sexualobjekt als eine zu innige vorgestellt haben. Die Erfahrung an den für abnorm gehaltenen Fällen lehrt uns, daß hier zwischen Sexualtrieb und Sexualobjekt eine Verlötung vorliegt, die wir bei der Gleichförmigkeit der normalen Gestaltung, wo der Trieb das Objekt mitzubringen scheint, in Gefahr sind, zu übersehen. Wir werden so angewiesen, die Verknüpfung zwischen Trieb und Objekt in unseren Gedanken zu lockern. Der Geschlechtstrieb ist wahrscheinlich zunächst unabhängig von seinem Objekt und verdankt wohl auch nicht den Reizen desselben seine Entstehung.“ (18)

Kehren wir nach dieser Exkursion an den Ausgangspunkt zurück. Wir hatten uns die Frage gestellt, welcher eigenartige Gegenstand die Psychoanalyse berechtige, eine eigene Empirie, die von andern bekannten sehr verschieden ist, zu behaupten.

Diese Verschiedenheit, so hatten wir gesagt, liegt vor allen Dingen darin, daß ihr Verhältnis des Besonderen zum Allgemeinen ungewöhnlich ist.

Nun haben wir uns darüber verständigt, daß es in der Psychoanalyse nicht um das Sprechen als Funktion des Individuums geht. Unsere Frage ist nicht: Was will er damit sagen, sondern, was wird gesagt. Denn wir haben gesehen, daß das Sprechen nicht seinem Willen unterliegt: er kann gar nicht sagen, was er will. Folglich stellt sich für uns nicht das Problem, das, was das Individuum sagt, mit verschiedenen Methoden auf ein Allgemeines zu beziehen, denn dieses Allgemeine ist in unserem Falle die symbolische Ordnung. Das Sprechen untersuchen wir bereits als Funktion derselben; eine weitere Möglichkeit der Verallgemeinerung besteht nicht. Wohl die der Formalisierung, die, wie wir bei der Metapher und der Metonymie gesehen haben, möglich ist. Hierbei handelt es sich selbst um eine Metonymie, derer die Psychoanalyse aber aus theoretischen Gründen bedarf.

Die psychoanalytische Erfahrung ist also zugleich der Ort, wo die Theorie entsteht. Durch dieses von anderen verschiedene Verhältnis können wir auch verstehen, warum z.B. die Lektüre eines Romanes, einer Werbeinschrift den Wert eines passageren Symptomes annehmen kann: „Ich las seine Lieder und las sie immer wieder von Neuem und genoß dabei ein Glück, das keine Worte schildern. Es war mir, als fange ich erst an, aufzuwachen und zum eigent-

lichen Bewußtsein zu gelangen; es kam mir vor, als werde in diesen Liedern mein eigenes bisher unbekanntes Ich zurückgespiegelt.“ (19)

In den Fallgeschichten der zeitgenössischen Literatur ist dieses besondere Verhältnis, das die psychoanalytische Erfahrung konstituiert, nicht gewahrt. Es handelt sich um Stücke aus der medizinischen Empirie.

In ihnen ist die Rede davon, wie die Gesamtheit des psychoanalytischen Wissens auf einen einzelnen Fall angewendet wird. Die Novitäten, von denen man dort berichtet, sind neue Indikationsstellungen für das bereits bewährte und erprobte Verfahren der Psychoanalyse. Wenn wir den Unterschied durch zwei Leitfragen charakterisieren wollten, so müßten wir sagen, der medizinischen Kasuistik sei es darum zu tun zu untersuchen, unter welchen Bedingungen die Psychoanalyse mit welchen Modifikationen welchen Menschen – i.e. Symptomen – nutzt. Die Leitfrage der psychoanalytischen Empirie ist: Was nützt dieser Fall der Psychoanalyse, an welchem Ende kommt sie dadurch in ihrer Theoriebildung weiter?

Diese Fragestellung hört sich kalt und herzlos an und ist es auch. Wir haben aber zu vergegenwärtigen, daß die eigenartige Weise, in der sich das Besondere und das Allgemeine in der Psychoanalyse zueinander verhalten, dazu führt, daß das Interesse des Analysanten an diesem Punkt mit dem Interesse des Analytikers zusammenfällt, ob er will oder nicht.

In diesem Zusammenhang interessiert uns noch eine weitere Tatsache: jeder Fall ist weiter als die Theorie. Denn die Theorie ist ihrerseits bereits Teil der symbolischen Ordnung und damit deren Spiel von Neuem ausgeliefert. In der schlechten Sprache der Psychoanalyse nennt man das: eine Deutung in den Dienst eines Widerstandes stellen.

Das hat für den Analytiker die unangenehme Folge, daß er sich nicht auf den Hochsitz des sicheren Wissens zurückziehen kann, von welchem aus er dann manchen kapitalen Bock schießen kann, sondern daß es in seinem Interesse liegt, die Sache in der Schwebe zu halten. „Kategorisch gesagt: es handelt sich in der psychoanalytischen Anamnese nicht um Realität, sondern um Wahrheit.“ (20)

Hier liegt noch ein Grund, warum diese Rubrik einen so merkwürdigen Namen erhalten hat: „Wissen Sie was, sagte Goethe, wir wollen es Novelle nennen, denn was ist eine Novelle anderes als eine sich ereignete unerhörte Begebenheit.“ (21)

Die Rubrik wird von unerhörten Begebenheiten handeln und nicht von dem, was der Analytiker glaubt, zum hundertsten Male zu hören. „Das Unbewußte, von uns mit Gewalt erobert, wird sich in Bälde wieder schließen.“ (22)

Lutz Michael Mai

Anmerkungen

- (1) Sigmund Freud: Studien über Hysterie, GW I 227
- (2) Es handelt sich um die Analyse des Wolfsmanne in: Sigmund Freud: Aus der Geschichte einer infantilen Neurose, GW XII 27–157
- (3) Sigmund Freud: Die Frage der Laienanalyse, GW XIV 213
- (4) Sigmund Freud: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse GW XI 9
- (5) Jacques Lacan: Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse, in: Schriften I Olten: Walter 1973, 84
- (6) Jacques Lacan: Funktion und Feld 141
- (7) Sigmund Freud: Die Traumdeutung, GW II/III 604 ff
- (8) Sigmund Freud: Die Traumdeutung . . . 604 ff und Sigmund Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie GW V 118 ff
- (9) Ferdinand de Saussure: Cours de linguistique générale, Paris: Payot 1964, 98
- (10) Jacques Lacan: Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten, in: Schriften II Olten: Walter 1975, 22
- (11) Dieser Begriff der Metapher weicht von dem, den die klassische Literaturwissenschaft gebraucht, ab. Dort heißt es: *metaphora brevior est similitudo, eoque distat, quod illa comparatur rei quam volumus exprimere, haec pro ipsa re dicitur*, in: Quintiliani Institutio oratoria, VIII, 6, 8
- (12) Jacques Lacan: Die Funktion, . . . 166
- (13) Werner Heisenberg: Der Teil und das Ganze, München: DTV 1973, 161
- (14) Theodor Fontane: Briefe. Zweite Sammlung, Berlin 1910 Bd. 2, 121
- (15) Sigmund Freud: Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse, GW XII, 11
- (16) Jacques Lacan: Funktion, . . . 117
- (17) „Unendlich“ ist hier nicht *sensu strictiori* zu nehmen. Wahrscheinlich sind Begriffe wie endlich/unendlich an dieser Stelle überhaupt falsch. Es ließe sich eher eine Funktion denken, wie sie in der Unschärferelation gegeben ist. Die genauere Untersuchung dieses Problems wäre interessant.
- (18) Sigmund Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, GW V 46. Hervorhebung v. Verf.
- (19) Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe, Wiesbaden: Tempel o. J. 24
- (20) Jacques Lacan: Funktion, . . . 95
- (21) Johann Peter Eckermann: Gespräche, . . . 231
- (22) Jacques Lacan in diesem Heft.



Die Wörterbücher: Etym. Lat. *speculatore* von *speculari*, betrachten, von *speculum*, Spiegel, aus *specio*, sehen (Littré): ursprünglich in der Sprache der mystiker die bis zur Verückung sich steigernde Betrachtung des Verhältnisses von Gott zu den Menschen (Grimms Wörterbuch). Der Versuch, durch Verfolgen von Denkmöglichkeiten Erkenntnisse zu gewinnen. Bei unzureichender empirischer Grundlage oder gar infolge bewußten Ignorierens der Erfahrung (meta-physisches, d.h. bewußt über das Erfahrbare hinausgehende Denken) leicht zu Irrtümern führend (Klaus/Buhr: Philosophisches Wörterbuch).

Die Philosophen: Eine theoretische Erkenntnis ist spekulativ, wenn sie auf einen Gegenstand oder solche Begriffe von einem Gegenstande geht, wozu man in keiner Erfahrung gelangen kann (Kant). Vom Geiste und dem Geistigen ist eigentlich auch nicht ein Wort zu sagen als ein spekulatives, denn er ist die Einheit im Anderssein mit sich, sonst spricht man, wenn man auch die Worte Seele, Geist, Gott gebraucht, doch nur von Steinen und Kohlen (Hegel).

Über diese: Tarrutius, ein Mann, ein großer Philosoph und Mathematiker, der sich mit Himmelsberechnungen beschäftigte allein aus Lust an der Spekulation (Amyot). Ob ein Philosoph an die Fülle glaubt oder an die Leere, diese unschuldigen Spekulationen üben seinen Geist und schaden niemandem und zu keiner Zeit (Voltaire).

Die Dichter: spekulative Wissenschaften, deren Nutzen nicht sogleich in die Augen fällt, oder vielleicht erst künftig noch entdeckt werden mag (Wieland). Zu Ende der Wanzenau machten wir Spekulation den Weg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwischen den Morästen (Goethe).

Die Sprache: *Spekulatius*, nd. eine Honigkuchenart. *Speculatie*, holl. Wohlbehagen.

Und Freud?

Wie besser diese Rubrik des Wunderblock einführen als mit den Sätzen, die das vierte Kapitel von *Jenseits des Lustprinzips* eröffnen:

„Was nun folgt, ist Spekulation, oft weitausholende Spekulation, die ein jeder nach seiner besonderen Einstellung würdigen oder vernachlässigen wird. Im weiteren ein Versuch zur konsequenten Ausbeutung einer Idee, aus Neugierde, wohin dies führen wird.“

Anders, oft, wird gerade nur das herausgegeben, was für würdig befunden wird, in den Augen der andern bestehen zu können. Die Idee kommt in die Schublade, aus Angst, sie könnte ausgebeutet werden. Doch es ist Projektion zu meinen, ich hätte vor den Blicken anderer zu bewahren, was ich selbst zu sehen scheue.

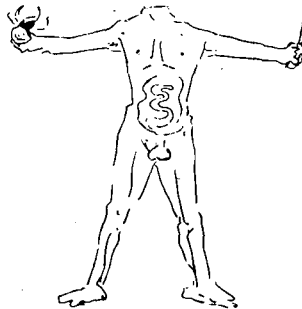
Wie anders Freud, den die Neugierde treibt. Ein Durst. Wohin es auch führen mag, was dabei herauskomme, ich muß an es heran, ohne mich um das Urteil zu kümmern, meiner, der andern, der Wissenschaft. Solchen Durst – ein Begehren, nicht Bedürfnis – kann nur verspüren, wer seine wissenschaftliche Zeitgenossenschaft als einzige Dürre und Trockenheit erfährt und sie nicht länger leidet.

Die Befürchtung, er könnte darüber zum Trinker werden, ist müßig. Er ist's, unrettbar, denn die Neugierde ist Sucht, kopflose Sucht.

Wie wäre die Zeitschrift *Acéphale* entstanden, wenn nicht so:

„Es ist Zeit, die Welt der Zivilisierten zu verlassen und ihr Licht.

Ich schreibe in einem kalten kleinen Haus in einem Fischerdorf, eben heulte ein Hund in die Nacht. Mein Zimmer ist neben der Küche, wo André Masson glücklich erregt singt: im Augenblick, in dem ich dies schreibe, hat er die Platte mit der Ouvertüre des „Don Giovanni“ auf den Phonographen gelegt: mehr als alles andere verbindet die Ouvertüre aus „Don Giovanni“ das, was mir an Existenz zufiel, mit einer Herausforderung, die mich öffnet einer Verzückung außer sich. In diesem Augenblick sehe ich dies kopflose Wesen, den ungebetenen Gast, den zwei gleichwertige Obsessionen zusammensetzen, sich in das „Grab des Don Giovanni“ verwandeln. Vor einigen Tagen saß ich mit Masson in dieser Küche, ein Glas Wein in der Hand, während er. . .“



Freud fährt fort: „Die psychoanalytische Spekulation knüpft an den bei der Untersuchung unbewußter Vorgänge empfängenen Eindruck an, daß das Bewußtsein nicht der allgemeinste Charakter der seelischen Vorgänge, sondern nur eine besondere Funktion derselben sein könne.“

So knüpft sie also an, die Spekulation. Zwar setzt Freud fort, indem er Vorstellungstat-
sachen anknüpft, aber der empfangene Eindruck wird kopflos bewahrt, was den Text des
Nüchternen trunken macht.

Man hat sich bemüht, Freud als Schriftsteller zu würdigen. Aber es gibt bis heute keine
Untersuchung, die annähernd nur die Bewegung eines solchen Textes erfaßt hätte. Die Her-
ausforderung Freuds, nicht weniger dongiovannesk als die Batailles, ist eine sprachliche.
An diesem Punkt bleiben die heutigen Psychoanalytiker abstinert und leisten sich den
Genuß in Form eines Opernbilletts.

Revenons à l'histoire

De ce spéculateur qui fut contraint de boire! (La Fontaine)

N.H.



Unheimlich

In jedem Sturm,
bei Wetter und Wind,
hockt's vor dem Turm
und stillt das Kind.
In der Erde der Samen
sagt dazu Amen.

(Ernst Bugchor, 1886–1961,
Klassischer Archäologe, Übersetzer)

Stus der Geschichte der psychoanalytischen Bewegung

Erste Bemerkungen

Die deutsche Psychoanalyse hat kein Interesse an ihrer Geschichte.

Die erste Reaktion auf diese Entdeckung ist Bedauern über einen eklatanten Mangel. Die folgende Überlegung fragt, ob hinter diesem Mangel Methode stecke.

Der „Index of Psychoanalytic Writings“ (1), der alle Veröffentlichungen bis 1969 erfaßt, zählt 29 Schriften über die Geschichte der Psychoanalyse. 14 davon beschäftigen sich mit der Geschichte im weiteren Sinn, etwa unter der Fragestellung der Krise der Theorie oder der Weiterentwicklung der Methoden. 15 erschienen bis 1936, 10 zwischen 1942 und 1952 – wobei 1950 ein Schwerpunkt ist – und 3 zwischen 1962 und 1967. 8 Schriften erschienen original in deutscher Sprache, zwischen 1909 und 1929.

Aus der Ferne betrachtet erscheinen die geschichtlichen Arbeiten im engeren Sinn als mehr oder minder eng angelehnte Nachschriften des Freudschen Aufsatzes: „Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung“, die im Ausland im Verlauf der Rezeption psychoanalytischer Theorie erschienen; Verlagsorte sind Buenos Aires, Warschau, Oslo, Tokio.

Unter den Nachkriegsveröffentlichungen befinden sich: eine polnische und eine hebräische 1947, eine italienische und eine englische 1950, eine japanische 1951, eine kanadische 1952 und sechs nordamerikanische 1950, 1962, 1963, 1967.

Es ist sicher gerechtfertigt, wenn man aus dieser Aufstellung den Schluß zieht, daß die Psychoanalyse ihrer Geschichte keine große Aufmerksamkeit widmet.

In dieser Zeitung ist die Geschichte ein wichtiges Thema, und ihr wird ein entsprechender Platz eingeräumt werden.

Man muß wohl daran erinnern, daß die psychoanalytische Bewegung bis 1931 – dem Datum ihres beginnenden Exitus in Deutschland – beachtenswerten Umfang hatte. Die Theorie der Psychoanalyse war eine neue Wissenschaft, deren ärztliche Anwendung nur einen vergleichsweise kleinen Teil repräsentierte. Da war an erster Stelle ihre Verbindung zur Literatur und allgemein zum Künstlerischen zu nennen. Diesem folgten die Religionswissenschaft, die Ethnologie, die Linguistik, die Philosophie, die Ethik, die Jurisprudenz, die Pädagogik. (2)

Ein markanter Zug der psychoanalytischen Arbeiter war die Wendung ans Volk. Man unternahm viele Versuche, von denen wohl nur die wenigsten bekannt sind, aus dem wissenschaftlichen Zirkel herauszutreten und das psychoanalytische Wissen allgemein zu verbreiten, etwa in der Sparte „Psychopathologie des Alltagslebens“ oder in Büchern wie „Das psychoanalytische Volksbuch“, herausgegeben von Paul Federn und Heinrich Meng, oder „Das ärztliche Volksbuch, Gemeinverständliche Gesundheitspflege und Heilkunde“, herausgegeben von Heinrich Meng und Karl August Fießler.

Wilhelm Reich mietete in Berlin-Kreuzberg ein Kino und führte die Jugendlichen in die Geheimnisse der Erwachsenen ein: Wilhelm Schuhmacher fuhr in die proletarischen Viertel Gelsenkirchens und suchte kriminelle „Halbstarke“, mit denen er „Heilverträge“ schloß.

Dies ist nur der Anfang einer Liste, die bislang unbekannt ist. Letztlich muß auch die Arbeit der psychoanalytischen Ambulatorien volksnahe Aufklärung betrieben haben. Diese Geschichte hat noch keiner geschrieben. Es entstehen viele Fragen, auf die man eine Antwort suchen muß. Die geographische Versorgung mit Psychoanalytikern, die Methoden der Ausbildung, die Frage des Honorars, die Popularität der Psychoanalyse, die Biographien bekannter Analytiker, von denen die Literatur plötzlich keine Nachricht mehr gibt und auch das Leben der noch unbekannten. Welche Filme wurden gedreht und welche Romane wurden geschrieben? Wieviel Gutachter erschienen vor Gericht und argumentierten psychoanalytisch? Wer unter den Lesern kann die Liste der Fragen erweitern, und wer gibt Hinweise und Antworten? Das Selbstverständnis der Psychoanalyse als eigenständiger Wissenschaft leidet unter der negativen Historik. Nachdem sie sich heute in Deutschland ausschließlich als Therapieform für kranke Menschen darstellt, scheint es abwegig zu sein, die vollständige Tradition wieder aufzugreifen. Warum sollte man nicht in den Zeitungen über die Psychopathologie des Alltags schreiben, etwa über den Mann, der mehrere kostbare Bilder durch Säure zerstörte?

Schauen wir zurück auf das Jahr 1931. Am 6. Mai 1978 jährt sich Sigmund Freuds Geburtstag zum 122. Mal. Zum 75. Geburtstag, dem 6. Mai 1931, schrieb Kurt Tucholsky in der „Weltbühne“ eine Prophezeiung: „Es ist das Schicksal der Wahrheiten, hat Schopenhauer gesagt, daß sie erst paradox erscheinen und dann trivial. An Freud ist das genau zu studieren.“ Sein Werk werde sich in der Form verändern, vielleicht werde es 1995 nichts mehr von der Form haben, die er ihm gegeben habe, aber „fortwirken wird es, das kann man sagen“. (3)

In dieser Überzeugung trafen sich viele: Sie waren so fest in ihrem Optimismus, daß sie für einzelne Schriften Freuds Negativ-Reklame machten. Unter der Überschrift

„Ein Urteil“

(festgehalten für die Nachwelt)

präsentierten sie die wütendsten, schlechtesten und ignorantesten Kommentare der Kritiker. (4)

Sie konnten es sich wohl leisten: Die psychoanalytische Bewegung war in den zurückliegenden Jahren immer stärker geworden. Sie hatte mehrere Periodika, einen eigenen Verlag, ihre Theorie fand immer weitere Gebiete der Anwendung.

Aber andererseits muß man nachdenklich werden, wenn man liest, was uns C.P. Oberndorf über die „Bewegung“ berichtet. (5) Dieser Begriff sei in den deutschsprachigen Ländern ein besonderer topos geworden, die Vokabel habe sich ab 1910 durchgesetzt. Freuds Anhänger hätten sich als Avantgarde gefühlt, die mit neuen Theorien alle Formen menschlicher Motivation hätte erklären wollen. Ihre Opposition gegen den Akademismus habe in ihren Kreisen

Solidarität, „fast ein Märtyrergefühl“, hervorgerufen, das in Amerika nicht nötig gewesen sei, nachdem die Clark University ein Forum für Freuds Theorien eingerichtet hätte. (6)

Oberndorf kann selber erzählen, unter welchen Bedingungen sich die Psychoanalyse in Deutschland formulieren mußte, wie schwer sie es hatte in diesem Land.

Er volontierte in der neuropsychiatrischen Abteilung der Berliner Charité, um seine in USA abgeschlossene Ausbildung abzurunden. Sein Chef war Theodor Ziehen, ein mittelmäßiger Professor sowohl in der Psychiatrie als auch Neurologie und Psychologie. Seine Mittelmäßigkeit war aufschlußreicher Beleg für den „deutschen Regierungsstil“, der meist verhinderte, daß die hervorragenden Leute auf Lehrstühle kamen. Entsprechend herrschte an der Charité das Klima der preußischen Armee sowohl in der Etikette des medizinischen Personals als auch in der Disziplin der Patienten. Ziehen mochte es wohl gern, wenn sich seine Volontäre mit Hackenschlagen und militärischer Präzision vor „Herrn Geheimrat“ verbeugten. (7)

In Bezug auf die Psychoanalyse war jedem die bloße Information schwierig. Freud wurde an den führenden psychiatrischen Kliniken so gut wie nicht erwähnt. Oberndorf versuchte 1909 aufgrund des Tips eines durchreisenden, aus Wien kommenden Landsmanns, in München Schriften zu kaufen. Nach langem Suchen fand er „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“. Er verstand sie nicht und legte sie zur Seite. Erst in USA kam er mit der Psychoanalyse in Kontakt. Im Oktober 1910 fand ein Kongreß deutscher Neurologen statt, auf dem die ärztlichen Leiter klinischer Einrichtungen eine öffentliche Erklärung ablegen mußten, daß sie nichts mit der Psychoanalyse zu schaffen hätten. (8)

Der Appell wurde 1913 bei dem deutschen Psychiater-Treffen in Breslau wiederholt. Der bekannte „böse Geist“ Hoche aus Freiburg, der die Opposition gegen die Psychoanalyse führte, forderte alle Kollegen auf, das „intellektuelle Suhlen wie ein Schwein“ zurückzuweisen.

1931 war man also voller Optimismus. Aber im Grunde hatte man es – immer noch oder schon wieder? – schwer. Eigentlich lebte man schon seit 1930 in Angst. Oberndorf berichtet: Man hatte bereits häufig und eindringlich die Warnungen gehört, die über die intellektuellen Einschränkungen sprachen, falls die Nationalsozialisten an die Macht kämen. 1932 auf dem 13. Psychoanalytischen Kongreß in Wiesbaden merkten die ausländischen Kollegen, was Nazi Herrschaft bedeutete. Die Österreicher und Deutschen vermieden, öffentlich mit der Psychoanalyse in Verbindung gebracht zu werden. Die Türen des Kongreßhauses blieben für Außenstehende geschlossen, selbst das übliche Foto aller Teilnehmer mußte im Saal gemacht werden, weil die deutschsprachigen Kollegen Verfolgungen fürchteten.

Die Angst verstärkte sich, wie man 1934 in Luzern beobachten konnte. Als ein Redner einen abfälligen Kommentar über die Restriktionen der Nationalsozialisten anbrachte, verließ ein Berliner Mitglied lautstark den Saal, „wahrscheinlich, weil er fürchtete, einen klaren Protest von sich zu geben.“ Fünfzehn Minuten später klopfte es energisch an der Tür. Ein Amerikaner flüsterte: „Das Haus ist umstellt.“ Es war aber nur der Telegrammbote, der sich anmeldete. „Viele deutsche und österreichische Kollegen seufzten erleichtert.“ (9)

Diese Schilderung ist der Anfang des heikelsten und peinlichsten Kapitels in der Geschichte der Psychoanalyse. Oberndorf urteilt über die wenigen Analytiker, die in nazibeherrschten Gebieten geblieben waren: sie hätten diskret geschwiegen oder versucht, das Freudsche Ideengut mit einer Mixtur nationalsozialistischer Färbung zu verschleiern. Sie hätten lieber Ausflüchte genommen als die Konsequenzen einer Opposition zu tragen. „Und auch ihre Naziherrn waren bereit, über den schwachen Verstoß gegen den Autoritarismus durch solche Männer hinwegzusehen.“ (10)

Diese Zeit ist einer Amnesie anheimgefallen. Die nötigen Fragen werden verschwiegen, erst recht die Antworten: Wer blieb und leistete welchen Widerstand? Wer davon beteiligte sich nach der Befreiung an der Restitution der Psychoanalyse? Welche theoretischen Folgen mußte diese darum tragen? C.G. Jung zum Beispiel bekundete 1933 in einem Rundfunkinterview volles Verständnis für die Begeisterung der Deutschen über die „Neugestaltung ihrer Volksgemeinschaft“, volles Verständnis für die „Notwendigkeit des Führertums“ und „die Gesetze von Blut und Rasse“ (11)

Als alles vorbei war, berief er sich darauf, daß man sich als Ausländer kein klares Urteil hätte machen können. (12)

Wie redete man nach dem Krieg an anderen Orten der Psychoanalyse?

Die „Psyche“ gab 1947 ihr erstes Heft heraus. Das Geleitwort ist in den wenigen Formulierungen, die sich auf die geschichtliche Situation beziehen, sehr vorsichtig. Die Intention des „Jahrbuchs für Tiefenpsychologie und Menschenkunde in Forschung und Praxis“ wird in einem Stil vorgetragen, der verunsichert ist über das Programm. Die Herausgeber Kunz, Mitscherlich und Schottlaender schreiben im Editorial: „Mögen Worte wie „das Unbewußte“, „Tiefenpsychologie“ und manches andere genug Anlaß zur Begriffskritik geben und nur als Arbeitshypothesen brauchbar sein.“ (13) – Eine kleine Stimme gegenüber dem Optimismus der „Bewegung“! Letztlich soll das Mittel verfangen, das so oft sich bewährt hat: durch „platonische Urworte über die Psychotherapie“ wird der Zusammenhang der „Tiefenpsychologie“ mit der europäischen Kulturtradition klargestellt.

Die „Psyche“: „Nach reichlich zwei Jahrtausenden haben wir Platons Aufriß einer Psychotherapie kaum etwas Beachtliches hinzuzufügen.“ (14) Man scheint einen gewichtigen Zeugen verpflichtet zu müssen, um selber reden zu können.

An dieser Stelle möchte ich einhalten, um die verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten einer solchen Methode klarzulegen. Die „Bewegung“ sammelte intensiv die Aussprüche der Dichter und Philosophen seit Platons Zeiten und führte sie als Beweis für ihre Theorie ins Feld. Diese Zitate ließen erkennen, daß Freuds Entdeckungen keine Phantasieprodukte wären, daß andere vor ihm diese Kräfte festgestellt hätten, die er in seinem Begriff des Unbewußten erfaßte. Man hoffte, damit die medizinischen Kollegen und das Laienpublikum aufzuklären, daß die Psychoanalyse – wie Tucholsky sagte – trivial sei, daß letztlich das Unbewußte eine universale menschliche Konstante sei.

Aus einer solchen Zitatensammlung möchte so mancher gerne ableiten, daß Platon und Herr

Beliebig die Psychoanalyse begründet hätten. Freud aber schreibt: „Denn die Psychoanalyse ist meine Schöpfung. . .“ (15), was ihm den Vorwurf einträgt, er habe aus der Geschichte Anregungen und Bezüge erhalten, die er eitel verschweige.

Dies ist zum Beispiel der Tenor der Schrift: „Historische Grundlagen der Psychoanalyse“ von M. Dorer. (16) Der „Beweis“ entsteht durch eine Reduktion der Psychoanalyse auf die Lehrsätze der Psychologie von Herbart. Im Bemühen, das Gleichartige aufzuzeigen, verwandelt sich die Psychoanalyse zur Unkenntlichkeit und wird so beliebig durch die europäische Kultur rangiert, bis schließlich Augustinus mit dem Begriff „memoria“ der erste Entdecker des Unbewußten ist und Herbart der letzte Theoretiker, der das Wissen präzisiert und systematisiert hat, während Freud ein „Abweichler“ von Herbart wird.

Die Triebfeder einer solchen Argumentation ist der Widerstand gegen die Psychoanalyse. Freud beschreibt selber das Problem: „Denn die Psychoanalyse ist meine Schöpfung“. Zwar hätten Charcot, Breuer und Chobrak ihm „eine Einsicht überliefert, die sie, streng genommen, selbst nicht besaßen“, die sexuelle Ätiologie der Neurosen nämlich. Aber er erklärt es als grundverschieden, ob eine Idee in Form eines flüchtigen aperçu ausgesprochen wird oder ob man mit ihr ernst macht durch alle widerstrebenden Details, um ihr eine Stellung unter den anerkannten Wahrheiten zu erobern. (17) Die „Bewegung“ kannte diesen Unterschied sehr wohl. Sie wollte beweisen, daß der Meister recht hatte. Dorer will beweisen, daß er überflüssig sei.

Man könnte mit Kolumbus vergleichen. Natürlich sprachen viele davon, daß es möglich sein müßte, Indien über das Wasser zu erreichen, aber Kolumbus setzte sein Leben daran, es zu beweisen. Zehn Jahre wartete er im Vorzimmer der spanischen Könige, bis sie bereit waren, ihn zu unterstützen. Kolumbus ist nicht überflüssig, nur weil es jemand vorher schon gewußt hatte.

Zurück zur „Psyche“. Der ductus ihrer Sprache verrät solchen Widerstand gegen die Psychoanalyse. „Nach reichlich zwei Jahrtausenden haben wir Platons Aufriß einer Psychotherapie kaum etwas Beachtliches hinzuzufügen“. Eine Zitatensammlung stellt Freud in die Reihe der kongenialen Entdeckerkollegen.

Die Methode zeigt auch, daß die Psychoanalytiker in Deutschland einen Anknüpfungspunkt suchen mußten. Zwölf Jahre Nazi Herrschaft hatten ein solches Loch geschlagen, daß ihre eigene Tradition unerreichbar war. Kaum einer der kritischen Intellektuellen lebte noch im Land. Die älteren, erfahrenen Kollegen waren getötet, in alle Winde versprengt, und keiner bedrängte sie zurückzukehren. Man mußte die Psychoanalyse aus Amerika reimportieren. Dabei hatte sie sich sehr verändert: sie erschien medizinalisiert, die Tradition der nichtärztlichen Anwendung, wie die „Bewegung“ sie gebildet hatte, war tot.

An einem Punkt des ersten Heftes findet man allerdings doch einen Rekurs auf die gerade abgeschlossene Vergangenheit. Viktor von Weizsäcker diskutiert „Euthanasie und Menschenversuche“. Darin legt er genauestens die ärztliche Ethik hinsichtlich seines gestellten Themas auseinander. (18)

Es ist zu diesem Zeitpunkt höchst unpassend gewesen, daß man sich akademisch ernsthaft damit aufgehalten hat, „die Greuel von Dachau und so weiter“ unter dem Aspekt des Hippokrates-Eides abzuwägen.

Die jüngste Geschichte war wohl kein Stück eigener Biographie? Man zitierte erstaunlich häufig Jung und erstaunlich wenig Freud.

Tucholskys Prophezeiung hat sich nicht erfüllt: Man fand die Psychoanalyse weder paradox noch trivial. Vor dem Krieg hielt man sie im Lager der Gegner für gefährlich und danach wurde nicht mehr so viel von ihr gesprochen. Die verschiedenen neuen Schulen proklamierten den Fortschritt: Da sind wir doch heute weiter als Freud!

Leider gibt es in diesem Fortschritt auch viele Rückschritte. Wer die drei Säulen der psychoanalytischen Theorie, die Lehre von der sexuellen Ätiologie der Neurosen, von Übertragung und Widerstand und schließlich von der Verdrängung verläßt, darf nach Freuds Definition das, was er tut, nicht mehr Psychoanalyse nennen. (19)

Dieser Fortschritt bietet keinen Raum für frühere Selbstverständlichkeiten. Er gibt nur noch dem eine Ausbildung in der Psychoanalyse, der Therapeut werden will. Der größere Teil ihrer Anwendung ist eskamotiert, Forschung findet nicht statt.

Vielleicht aber haben wir diesen Zustand jetzt überwunden. Im Bereich der Literaturkritik formuliert sich seit etwa sechs Jahren das Bedürfnis, die verschüttete Tradition neu zu dokumentieren. (20) Hier zeigt sich, daß die historiographische Materialsammlung sehr viel Mühe kostet und daß die Forschung in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg noch nicht wieder aufgenommen wurde.

In der Kriminologie erschienen nach 1945 eine Handvoll Titel. (21)

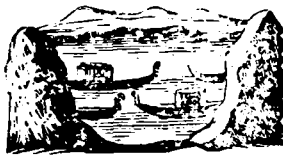
In anderen Disziplinen, vor allem der Pädagogik, produzieren die Verlage erfreuliche Nachdrucke. (22)

Christiane Schrübbers

Anmerkungen:

- (1) A. Grinstein: Index of Psychoanalytic Writings, New York: University Press 1956, 1964, 1971
- (2) vgl. O. Rank und H. Sachs: Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Geisteswissenschaften, Wiesbaden: Bergmann-Verlag 1913; W. Muschg: Psychoanalyse und Literaturwissenschaft, Antrittsvorlesung in Zürich 1929, in: Pamphlet und Bekenntnis, Aufsätze und Reden, hrsg. von P.A. Bloch, Olten: Walter-Verlag 1968
- (3) K. Tucholsky: Elf Bände, die die Welt erschütterten, Nachdruck eines Artikels für die „Weltbühne“ in: Almanach der Psychoanalyse, Wien: Internationaler Psychoanalytischer Verlag 1932, S. 13 f
- (4) Almanach der Psychoanalyse 1932, nach S. 202
- (5) C.P. Oberndorf: A History of Psychoanalysis in America, New York: Harper and Row, 2. Auflage 1964
- (6) aa.O., S. 110 f
- (7) aa.O., S. 73 f
- (8) aa.O., S. 76
- (9) aa.O., S. 191 f
- (10) aa.O., S. 196
- (11) C.G. Jung: Bericht über das Berliner Seminar, hektographiertes Maschinenscript, Berlin 1933

-
-
- (12) ders.: Nach der Katastrophe, in: Aufsätze zur Zeitgeschichte, Zürich: Rascher-Verlag 1946, S. 135
(13) Psyche, Bd. 1, Folge 1, 1947, S. 1
(14) a.a.O., S. 3
(15) S. Freud: Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung, in: Gesammelte Werke 10, 44
(16) M. Dorer: Historische Grundlagen der Psychoanalyse, Habilitationsschrift Darmstadt, Leipzig: Felix-Meiner-Verlag 1932
(17) Freud a.a.O., 50, 52
(18) V. v. Weizsäcker: „Euthanasie“ und Menschenversuche, in: Psyche 1, 1, (1947) S. 68–102
(19) S. Freud a.a.O., passim
(20) W. Beutin: Literatur und Psychoanalyse, München 1972; A. Mitscherlich: Psycho-Pathographien I. Schriftsteller und Psychoanalyse, Frankfurt 1972; B. Urban: Psychoanalyse und Literaturwissenschaft, Tübingen 1973; J. Cremerius: Psychoanalytische Textinterpretation, Hamburg 1974; R. Wolff: Psychoanalytische Literaturkritik, München 1975
(21) R. Herren: Freud und die Kriminologie, Stuttgart: Ferdinand-Enke-Verlag 1973: vgl. dort die Bibliographie
(22) in den Verlagen Reinhardt, Huber, Klett



In diesem Jahr beginnt die deutschsprachige Edition der sämtlichen Seminare Jacques Lacans im Walter-Verlag Olten. Seminar XI: Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse, übersetzt von N. Haas, ist erschienen. (Subskriptionspreis bis 30.6.78 und bei Fortsetzungsbezug ca. DM 46,-, späterer Ladenpreis ca. DM 52,-)

Im Herbst folgt Seminar I: Freuds technische Schriften, übersetzt von W. Hamacher.

Die Aufmerksamkeit des Psychoanalytikers verdienen:

Samuel M. Weber: Rückkehr zu Freud. Jacques Lacans Ent-stellung der Psychoanalyse, Frankfurt a.M. – Berlin – Wien: Ullstein 1978. (DM 9,80)

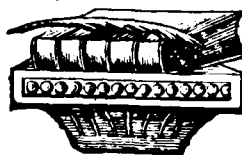
Werner Hamacher: pleroma – zu Genesis und Struktur einer dialektischen Hermeneutik bei Hegel. In: G.W.F. Hegel: Der Geist des Christentums. Schriften 1796–1800, hrsg. u. eingel. von W.H., Frankfurt a.M. – Berlin – Wien: Ullstein 1978. (DM 24,80) S. 7–33.

Mehr der Anwendung, bzw. dem Beitrag der Theorie Jacques Lacans gelten:

Urszenen, Literaturwissenschaft als Diskursanalyse und Diskurskritik, hrsg. von Friedrich A. Kittler und Horst Turk, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977. (DM 32,-)

Manfred Frank: Das individuelle Allgemeine. Textstrukturierung und -interpretation nach Schleiermacher, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977. (DM 32,-)

Der Wunderblock wird auf einzelne dieser Neuerscheinungen zurückkommen.



Rezensionen

Serge Leclair: Das Reale entlarven. Das Objekt in der Psychoanalyse. Mit einem Beitrag von Juan David Nasio. Übersetzung aus dem Französischen von Vreni Haas. Olten: Walter Verlag 1976. (193 S.) (DM 38,—)

Die Psychoanalyse Freuds hat nie aufgehört, ein Ärgernis zu sein. Das beruht auf der Besonderheit ihres Gegenstandes und des Verhältnisses, das die mit ihr in Berührung geratenen Disziplinen zu ihm einnehmen. Er nennt sich das Reale und sollte nicht mit der Realität verwechselt werden. Was seine Besonderheit ausmacht, so besteht sie darin, daß er sich nicht beherrschen läßt. Die Beziehung der von der Psychoanalyse betroffenen Diskurse zum Realen ist dadurch gekennzeichnet, daß sie einen großen Teil ihrer Motivierung aus seiner Abwehr beziehen. Das Reale ist das Unmögliche, sagt Lacan.

Während z.B. die Physik, das Vorbild aller Wissenschaft, die Materie ihren Forschungsgängen zu unterwerfen weiß und dabei bisweilen die Natur zerstört, schlägt sich die Unmöglichkeit, das Reale zu bezwingen, in der Psychoanalyse auch darin nieder, daß ihre Theorie nicht gemeistert werden kann. Das soll nun keineswegs heißen, daß es ihr an innerer Folgerichtigkeit gebricht. Wer Freud liest, wird ihm kaum vorwerfen können, er habe nicht jede Anstrengung unternommen, die Psychoanalyse in die Wissenschaft einzugliedern. Seine Erklärungen des Traums oder des Symptoms als Wirkungen einer unbewußten Rede bedienen sich der schärfsten Unterschiede, die dem Erkennen gegeben sind: jener, die zwischen sprachlichen Bestandteilen bestehen. Freilich war seine Entdeckung der sprachlichen Natur des Primärprozesses verfrüht, weil die Linguistik die ihm entsprechenden beiden grundlegenden Figuren des Sprechens erst 30 Jahre später untersuchen konnte. Genau darin besteht also die Subversion der Psychoanalyse: daß mit ihr etwas in der Rationalität wiederkehrt, das jene ihrer Prinzipien neu zu überdenken zwingt, die es ausgeschlossen haben. Und diesen Skandal vermochte die Liberalisierung der Sitten am wenigsten zu entschärfen, die längst als Instrument der Machtausübung erkannt wurde.

Jacques Lacan hat der psychoanalytischen Theorie ihre eigene Dimension zurückerstattet, indem er ihre Rede den Wirkungen unterzog, von denen sie spricht. Die besondere Schwierigkeit seiner Ausarbeitung von Freuds Lehre liegt nun darin, daß sich in ihr der analytische Diskurs durch die Dynamik einer begrifflichen Struktur unterhält, in der die Referenz ihrer Terme nur durch die Nicht-Ersetzbarkeit ihrer Begriffe gegeben ist. So ist der Phallus Signifikant, Bild und Objekt (des Begehrens), doch jede Reduktion auf eine dieser Funktionen würde die Theorie zur Karikatur einer Störung geraten lassen, die sie beschreibt. Oder z.B. der Trieb: nicht zufällig hat man ihn zuerst ins Englische mit 'instinct' übersetzt, bietet die Zurückführung der Triebe auf die Instinkte doch die Möglichkeit, die Psychoanalyse biolo-

gisch zu begründen. Allein damit beraubt man sie ihrer wesentlichsten Inhalte. Auch wenn Lacan ihre Überschneidung mit der Hegelschen Dialektik oder mit der Phonologie Jakobsons ausgewertet hat, konnte er dennoch seine Kritik an deren Lehrsätzen nicht unterdrücken. Vergebens sucht man also in den Diskursen, deren sich die Psychoanalyse bedient, ein Modell für sie. Und wenn Lacan seit einigen Jahren eine Metasprache für seine Theorie entwickelt, so hat diese andere Ziele als z.B. jene der Logik, da sie gerade eines nicht wollen kann: die Eindeutigkeit.

Es ist nur der Theoretisierung der Psychoanalyse zu danken, daß ihre bedeutenden Texte etwas von den Wirkungen auf ihre Leser auszuüben vermögen, die in der Kur zum Tragen kommen. Darauf macht Serge Leclaire am Beginn seines Buches, Freud zitierend, aufmerksam, der in der Geschichte des Wolfsmanne festgestellt hat, daß sich kein Weg gefunden hat, „um die aus der Analyse resultierende Überzeugung in die Wiedergabe derselben irgendwie unterzubringen“. Damit stößt der Text auf das Reale, ehe er von ihm spricht, als etwas, das ihm verlorengeht. Aber bei diesem Verlust handelt es sich nicht um den jeder Darstellung. Die schreibenden Psychoanalytiker können nicht wie Shakespeare im Prolog zu Heinrich V. beklagen, ein Königreich in den Rund des Theaters bringen zu müssen. Vielmehr wurde das Reale von Lacan auch dadurch bestimmt, daß es nicht aufhört, sich nicht zu schreiben. Es schließt den Sinn aus. Leclaire zieht daraus die Konsequenz, daß der Text „seine Funktion des Einkleidens“ nicht verleugnen darf. Erst wenn er zeigt, daß er das Fehlen verschleiert, wird er den Bezug zu dem Mangel gewinnen, der an das Reale erinnert.

Das Reale ist nicht das Gegenwärtige. Es folgt nicht, wenn man es ruft und kommt, wenn man es nicht ahnt. Die großen symbolischen Gefüge der Menschheit wurden errichtet, um es zu bannen, nicht um es abzubilden. Mit wenig Erfolg. Wurde die Entropie als berechenbarer Ordnungszustand beschrieben und verhält sie sich zur Information in einer perfekten Gleichung, so kann dies vom Einbruch des Realen in die Ordnung des Sinns eben nicht behauptet werden. Dies zeigen die vier Beispiele seiner Erscheinungsweisen, die Leclaire gibt: Lusterleben, Angst, Tod und Kastration haben gemeinsam, daß die zwingende Gewalt ihres Auftretens nicht vorausgesagt werden kann. Auch wenn einer die Stelle oder das Objekt kennt, bei denen ihn die Angst überfällt, wird seine Konditionierung nur zur Verdrängung führen und die Angst woanders auftauchen.

Daß die Psychoanalyse keinem Irrationalismus frönt, zeigt sie daran, daß sie den Zusammenhang jedes dieser vier Phänomene mit dem Symbolischen, dem Ort der Sprache, nachgewiesen hat. Am Lusterleben wegen seiner Beziehung zu dem durch die Sprache begründeten Gesetz, welches das Subjekt in der Kastration unterwirft und sein Begehren darstellt. Das Gesetz verhält sich zum Lusterleben (man sollte diesen Begriff nicht mit der Lust verwechseln, die es nämlich begrenzt) als Verbot und als Gebot. Als Verbot, weil es den sprechenden Wesen die Lusterfüllung untersagt und nur „zwischen den Zeilen“ gestattet. Hierin besteht die Wirkung dessen, was Freud den vom Lustprinzip regierten Primärprozeß genannt hat. Als Gebot, weil diese Untersagung den Befehl beinhaltet, das Gesetz zu übertreten. Daraus folgt, „daß jede Lust, wie direkt sexuell sie auch immer sein mag, immer nur stellvertretend

... das Zutagetreten einer Erinnerung an eine Befriedigung ist" (Leclaire, S. 62). Die Angst geht aus einem Einschluß des Symbolischen im Realen hervor. Sie kann ihre Ursache in einem wie ein Satz strukturierten Phantasma haben. Freilich geht es dabei nicht immer so einfach ab, wie bei jener Phobikerin, die nicht auf die Straße gehen kann, weil sie sich unbewußt mit jenen Frauen identifiziert, die damit ihr Geld verdienen.

In der Geschichte der analytischen Bewegung ist Freuds Entdeckung des Todestriebs bekanntlich auf die heftigsten Widerstände gestoßen. Diese Verleugnung schon legt den Verdacht auf seine Notwendigkeit nahe. Lacan hat die Freudsche Überlegung, daß das Leben, weil es der Reproduktion der Arten dient, den Tod in sich trägt, auf die Beziehung des Subjekts zum Signifikanten übertragen. Er erklärte den Signifikanten als etwas, das ein Subjekt für einen anderen Signifikanten repräsentiert. Daraus läßt sich ableiten, daß das Subjekt nie Signifikant werden kann, ohne unterzugehen. Genau derjenige Signifikant, der scheinbar seine Eigenheit bestätigt, der „einzige Zug“, bezeichnet seine erste Entfremdung. Er ist das Merkmal einer Identifizierung mit der Eigenschaft einer Person, die für das Subjekt ein Ideal bedeutet. Es will sich selbst in der Entstellung dieser Eigenschaft wiedererkennen. Das Subjekt existiert immer nur in zwei Momenten, die Freud in seinem lange mißverstandenen Satz „Wo Es war, soll Ich werden“ formuliert hat. Wenn ich mich verspreche, genau dann, bin Ich nicht bei mir. Jetzt, wo ich weiß, daß Es war, bin Ich nicht mehr, also kann Ich Es nur in Zukunft wieder sein. Dieser Augenblick einer Eklipse des Ich durch den Signifikanten ist Leben aus dem Tode.

Die vierte Funktion in Leclaires Erörterung des Realen ist die Kastration. Von ihrer Beziehung zum Objekt in der Psychoanalyse handelt der theoretische Hauptteil seines Buches. Leclaire betrachtet die Kastration als das strukturelle Konzept der Differenz schlechthin. Daher besteht er darauf, daß sie nicht durch andere Unterscheidungen (z.B. die Klassifikationen im wilden und wissenschaftlichen Denken) erklärt werden kann.

Sehr stark vereinfacht kann man sagen, daß der Kastrationskomplex die Funktion hat, im Subjekt eine unbewußte Position gegenüber seinem Geschlecht einzurichten. Das ist notwendig, da der Geschlechtsunterschied beim Menschen nicht von vornherein besteht. So schreibt Freud in einer Abhandlung von 1923, „daß für beide Geschlechter nur ein Genitale, das männliche, eine Rolle spielt. Es besteht also nicht ein Genitalprimat, sondern ein Primat des Phallus“. Dieser Primat wird auch von der Entdeckung belegt, daß die Mutter von den Kleinkindern beiderlei Geschlechts in einem bestimmten Stadium als mit einem Phallus ausgestattet angesehen wird. Und daß sich das Geschlecht nicht schreiben läßt, sieht man daran, daß das grammatische kein Zeichen für das anatomische ist. In einem seiner dichtesten Texte hat Lacan die Bedeutung des Phallus erarbeitet. Dieser ist weder Organ noch Partialobjekt und auch kein Phantasma, sondern vielmehr der „privilegierte Signifikant“ der Bedeutungsfunktion überhaupt. Sie hat in der analytischen Doktrin eine besondere Charakteristik: Das Subjekt „streicht“ alles „schräg“, was es bedeutet, teilt es in ein Bezeichnendes und ein Bezeichnetes. Man überlege z.B. die komplizierte Konstruktion seines Anspruchs auf Liebe. Er markiert einen Widerspruch. Denn zwar wendet sich das Subjekt, weil es ihn formuliert,

an den Anderen, will aber zugleich um seiner selbst willen geliebt werden.

Die analytische Theorie nimmt das Bedeuten wörtlich. So z.B., wenn sie mit Lacan feststellt, daß für das kleine Kind in einer bestimmten Phase seiner Entwicklung das Begehren der Mutter der Phallus ist. Um dieses Begehren zu befriedigen, will es nun Phallus sein. Erst seine Entdeckung, daß die Mutter den Phallus nicht hat, bewahrt das Kind vor dem Schicksal, Objekt des Begehrens seiner Mutter zu bleiben. In diesem Stadium unterliegt es einer weiteren Verknennung: der, den Phallus zu haben. Hier trennen sich die Wege des kleinen Mädchens und des kleinen Buben. Indem nämlich das kleine Mädchen, weil es keinen Penis hat, sich des Phallus zuerst von der Mutter beraubt fühlt und dann erst vom Vater. Der kleine Bub wird sich im Gegensatz dazu solange im Besitz des Phallus, also des Begehrens seiner Mutter wähnen, bis er erfährt, daß das Objekt seines Begehrens nicht ihm gehört. Diese Erfahrung des durch die Sprache konstituierten Gesetzes muß ihm dessen Repräsentant, der Vater, vermitteln. Man wird nun leicht erkennen, daß die Kastration die unbewußte Position zum Geschlecht durch eine sehr einfache Kombinatorik einrichtet. Nämlich zwischen einem Sein und einem Nicht-Sein sowie einem Haben und einem Nicht-Haben des Phallus. Man könnte sagen, daß die Geschichte und Kontingenz des Subjekts die Eingabe in diese Kombinatorik darstellt.

Die Psychoanalyse versteht sich als die Theorie und Praxis jener Rede, die der Analysant hält. Sie leitet daher ihre Lehre nicht wie die Psychologie aus einem Gemisch von Spekulationen und Experimenten ab, sondern allein aus den signifikanten Folgen dieser Rede und ihrer Logik. Subjekt und Signifikant sind nur durcheinander bestimmbar. Denn es wird durch ihn gespalten und er durch es verdoppelt. Verdoppelt in seinem Sinn, das heißt nicht, reproduziert. Das Subjekt kann nur bezeichnen, weil es bezeichnet wurde. In der Fehlleistung verliert es etwas von seinem Geheimnis, und dieser Verlust äußert sich dadurch, daß sein Sprechen scheitert. Dazu genügt, daß ein Buchstabe durch einen anderen ersetzt wird.

Hierin unterscheidet sich die Fehlleistung vom Delirium, dessen Deformation der Rede meist nicht lokalisierbar ist. Nun kann man die Spaltung des Subjekts als Art Wiederholung der Kastration in der Rede des Unbewußten auffassen, als jenes strukturelle Prinzip, das den Menschen dazu bringen soll, sein Begehren anzuerkennen. Denn er kann nicht von sich aus zugeben, daß ihm das, was er einmal zu besitzen geglaubt hat, auf immer verloren ist. Nie wird er ohne die Kastration zugeben, daß er über das von ihm Bezeichnete nicht verfügt und es eher halluzinieren als aufgeben. Aufgrund dieser Problematik muß er die Befriedigung seines Bedürfnisses durch ein Objekt erinnern. Lacan hat es in einer seiner ersten Entdeckungen nach dem zweiten Weltkrieg begrifflich gefaßt und ihm die Bezeichnung „Objekt a“ gegeben.

Nun wird das Verständnis dieses Begriffes dadurch erschwert, daß das Objekt in der Analyse viele Gestalten annimmt, sich jedoch immer darin gleich bleibt, daß es nicht symbolisch aufgelöst werden kann. So kann man sich nicht ganz des Vorwurfs gegen Leclaires Tendenz enthalten, die völlig richtige Betonung dieser Heterogenität des Objekts in Bezug auf die Buchstabenordnung mit einer einseitigen Darstellung seiner Rolle in der Theorie zu erkaufen.

Zum Beispiel, wenn er es als „Index des Realen ohne Namen“ einführt. Denn diese Formulierung könnte leicht zu dem Mißverständnis führen, das Objekt *a* sei real. Dem würde zumindest seine Rolle in der Theorie der Übertragung und allgemeiner in der Dialektik der Intersubjektivität widersprechen. Denn dort ruft es die Täuschung hervor, das Ich wäre dazu imstande, direkt mit dem anderen in (eine duale) Beziehung zu treten. Diese duale Beziehung legt sich als imaginäre Schranke zwischen das Subjekt und den Anderen (den Ort der Sprache).

Leclaire beschäftigt sich mit zwei Spielarten des Objekts *a*, ohne sie explizit auseinanderzuhalten. In der ersten steht es in engerem Zusammenhang zum Partialobjekt, aus dem Lacan es ursprünglich abgeleitet hat. Es geht dort aus der Eingrenzung des Körpers in die erogenen Zonen und aus dem von ihm Abtrennbaren hervor. So ist es z.B. die Brust, die an eine Befriedigung erinnert, das Kothäufchen, das zum ersten Gegenstand der Gabe des Kindes wurde, der Blick, in welchem das Subjekt von einem anderen überrascht wird und sein Begehren verkennt, indem es dies auf das Begehren seines Beobachters projiziert. Oder die Stimme, die sich in der Analyse auf unheimliche Weise vom Aussagen lostrennt. Ihnen allen ist gemeinsam, daß sie nicht vom symbolischen System assimiliert werden können. Das Objekt *a* zwingt sich zwischen das Subjekt und das, was die Sprache von seinem Bedürfnis verdrängt. Lacan hat es als Agens des analytischen Diskurses erkannt, weil er beobachtete, daß der Analytiker das Objekt für den Analysanten in dessen grundlegender Verkenntung seines Anspruchs einkleidet. Die Wahrheit der Rede des Analysanten setzt diese Verkenntung notwendig voraus.

Während das Objekt *a* in der ersten von Leclaire behandelten Variante in die Symbolisierung nicht eingehen kann, fällt es in seiner zweiten Erscheinungsform aus ihr heraus. So ist Leclaires Satz zu verstehen, die Kastration bezeichne „einen Schnitt zwischen der Ordnung des Buchstaben und der Andersheit des Objekts“. Würde die Sprache diesen unauflösbaren Abfall nicht erzeugen, so hätte sie wirklich keine Bedeutungen. Sie wäre genau zu dem erstarrt, was sie ausstößt, ein Ensemble formaler Objekte, die wirklich von einer Metasprache interpretiert werden müßten. Dante hätte damit recht gehabt zu schreiben: *nomina sunt consequentia*. Leclaire gibt mehrere Beispiele für das Auftreten des Objekts in einer Kur, das als Rest der Symbolisierung rätselhaft bleibt: die Wölfe im Angsttraum des Kindes aus Freuds berühmter Analyse oder die gelben Streifen des Schmetterlings, die ihm Schrecken einjagen. Obwohl sie in einer perfekten signifikanten Kette stehen, lassen sie sich nicht abstrahieren. Die Psychoanalyse kann das Objekt nicht abschaffen, wie die Wissenschaft das ihre.

Vermißt man an Leclaires theoretischen Ausführungen manchmal die Präzisierung, so wird man dafür in seinen drei Fallgeschichten voll entschädigt. Jedoch nicht deshalb, weil er die Theorie mit der Praxis illustriert, sondern weil er es versteht, das Objekt, wie es in seinen Analysen auftaucht, mit dem Signifikantennetz der Theorie einzufangen.

Wenn Freud noch in den „Studien zur Hysterie“ schreibt, es berühre ihn eigentümlich, daß seine Krankengeschichten wie Novellen zu lesen seien, so wird man in den Fallberichten

Leclaires von der Parallele zur Darstellung seelischer Vorgänge, „wie man sie vom Dichter zu erhalten gewohnt ist“, nur mehr wenig merken. Man liest an ihnen vielmehr ab, daß die Literatur trotz Flauberts, Dostojewskis und Ibsens nie wirklich dazu da war, von der Krankheit zu schreiben. Denn der allgewöhnlichste Zwangskranke hat etwas Unheimliches in sich, an dem die Einbildungskraft völlig vorbeigeht. Es besteht in der Frage, die er sich in einem Symptom stellt: Bin ich tot oder lebendig? Er ist zum Leben verurteilt, und der Tod erscheint ihm darin. Die Psychoanalyse hat den Mechanismus dieser Krankheit klar dargelegt.

Leclaire führt den Leser durch ein Labyrinth von Festungssystemen, die eine rätselhafte, weil sinnhaltige Realität einschließen. Zum Beispiel einen sich je verflüssigenden Leichnam. In einer Geschichte Leclaires verkörpert sich das Objekt in einem „zweiten Blick“ der Mutter, der eine „geheime Kommunion“, ein „sträfliches Einverständnis“ zwischen ihr und ihrem Sohn besiegelt. Man wird dabei an einen Vers Hölderlins erinnert: „Der König Ödipus hat ein Auge zuviel“.

Im Ausgangspunkt einer solchen Krankheit, lehrt Leclaire, steht ein tragischer Kurzschluß des Begehrens mit dem Gesetz. Vom letzteren weiß man, daß es das Begehren unterhält, indem es das Genießen nur als ein verweigertes erreichbar werden läßt. Wenn sich das Subjekt eine zeitlang in seiner Geschichte mit dem Begehren seiner Mutter identifiziert, dann ist jene Mutter inzestuös, die nicht die Möglichkeit hat, diesem Kurzschluß entgegenzuwirken. Diese Disposition wird dadurch beschlossen, daß ein realer Vater seine Funktion als Repräsentant des Gesetzes nicht ausüben vermag.

Der von Leclaire analysierte Kranke, der seine ganze Energie darauf ausrichtet, seine Lust daraus zu ziehen, daß er seine Ehe nicht vollzieht, ist ein Opfer des Begehrens seiner Mutter. Die Mauern, von denen der Zwangskranke beklagt, daß sie ihn zu einem lebendig Begrabenen machen, müssen als die versetzten Schranken des Verbots entziffert werden, dem einst gespottet wurde.

Der vielleicht bedeutendste Beitrag von Leclaires Buch besteht darin, den Ariadnefaden durch die Gänge der Analyse zu legen. Er führt in einen Bereich, der sich dem Denken verbietet: zum Realen.

Wer sich über die Funktion der Sprache in der Analyse klar ist, wird ermessen können, welche Last dem Übersetzer eines ihrer Werke übertragen wurde. Der Wechsel von einer Sprache in die andere nimmt hier noch einmal die Dimension des Realen an. Daß dabei etwas verloren geht, darauf hinzuweisen hat die Übersetzerin an keiner der betreffenden Stellen unterlassen. Wieviel jedoch konnte ihre Treue zur Sache Freuds bewahren – durch gefundene Äquivalente und einen reichhaltigen Anmerkungsapparat. Das Buch ist durch einen Aufsatz von J. D. Nasio bereichert, in dem die Rolle des Phallus als metaphorischen Signifikanten untersucht wird.

Michèle Montrelay: *L'Ombre et le Nom. Sur La Féminité*. Paris: Ed. de Minuit 1977 (Ffrs. 27,-) (164 S.)

Das Buch der Analytikerin Michèle Montrelay, Mitglied von Jacques Lacans Ecole Freudienne de Paris, ist eine Aufsatzsammlung mit zwölf längeren und kürzern Arbeiten zur Weiblichkeit unter verschiedenen Gesichtspunkten. Es beginnt mit einer schön geschriebenen genauen Interpretation des Romans *Le ravissement de Lol V. Stein* von Marguerite Duras. M. Montrelay gelingt es, ihre im Lauf ihrer gesammelt publizierten Studien entwickelten zentralen Begriffe zur Feminität an einem Stück Literatur und an seinen fiktiven Personen zu demonstrieren und gleichzeitig ein Meisterstück einer klaren, schlüssigen literarischen Deutung zu bringen. Es folgen Studien erstens zur Übertragung der Hysterikerin, überschrieben *Parole de Femme*, in denen anhand einer kurzen Fallgeschichte das Sprechen der Frau in der Analyse und die weibliche Position in jeder Analyse – von Mann und Frau – definiert wird; zweitens zum Narzißmus, ausgehend von Freud über den primären und sekundären Narzißmus, wo das weibliche Genießen (*jouissance féminine*) als erste Bedingung und „Hüterin“ des primären Narzißmus definiert wird; als eigentliches Herzstück *Recherches sur la Féminité*: Ausgehend von den entgegengesetzten Äußerungen Freuds und Jones' über die Weiblichkeit (Freud gehe von einer Libido, einer männlichen, bei beiden Geschlechtern aus, die weibliche Sexualität sei ihm zufolge geformt nach phallischen Merkmalen, für Jones und die englische Schule gebe es eine spezifisch weibliche Libido, die angeboren sei, er spreche von einer männlichen und einer weiblichen Libidoorganisation.), von diesem Widerspruch, der nicht einer von Schulen sei, legt die Autorin dar, daß die Frau einen direkten Zugang zum Genießen (*jouissance*) unterhalte. Der Mann zeige sich in „seiner“ Verdrängung davon terrorisiert. Seine Zensur als Folge davon zwingt die Frau zur Aufgabe des Genießens. Damit habe der Skandal aufgehört, einer zu sein: das weibliche Geschlecht gebe Zeugnis von der symbolischen Kastration, der Name (*le Nom* oder *le Nom-du-Père*) habe seine Wirkung getan. Er mache es den Namen erst möglich zu benennen. Paradoxerweise sei er – obwohl Bedingung der Vernunft – selbst delirierend, solange der Schatten (*l'Ombre*) sein Delirieren nicht einhülle. Was aber ist dieser Schatten? Der von den Partialobjekten ausgestreute? Im Gegenteil: diese Objekte würden die Andere Nacht (*l'Autre Nuit*) verbergen, die Abgrund, Loch (*trou*) des Vergessens sei, in dem das Denken sich verliere. Das Wort „Feminität“ stelle immer – so Montrelay – implizit die Existenz dieses Schattens, das Reich des Nichts, wo das Reale als weibliches primäres und nicht spiegelbildliches Imaginäres sich verkörpere, in den Raum.

Dann ein Stück über Organlust (*plaisir d'organe*), gefolgt von einer Interpretation des Traums des Wolfsmannes vom offenen Fenster mit der Sicht auf die Wölfe, in der die Stellung der Weiblichkeit beim Wolfsmann beschrieben wird. M. Montrelay setzt hier auseinander, warum Freuds wohl berühmtester Analysant ein Leben führt, untröstlich trauernd über den Verlust seiner Weiblichkeit. Daran schließt eine kurze Fallgeschichte über die Phobie eines kleinen Mädchens und ihre theoretische Aufarbeitung an und zum Schluß drei kurze, bisher unpublizierte, mehr literarische Texte: ein Fragment über den Film *Nathalie Granger*, dann

Textes à l'Infini, die sich mit von Frauen geschriebenen Texten auseinandersetzen: sie handeln immer vom Verhältnis Mutter-Tochter, die sich aufreiben in einem unaufhörlichen Kampf, da sie sich nicht trennen können (*se séparer*), ein Begriff, von dem Lacan gesagt hat: man trennt sich, um sich mit dem Andern zu schmücken (*se parer*), mit Objekten – hauptsächlich dem Penis –, die etwas vom Körper wegnehmen. Genau so geht ein Mann mit den Worten um, beim Schreiben trennt er sich vom Andern mit den Worten, die Frau dagegen ist davon nicht getrennt. Die Autorin nennt das auch als Grund, warum die Frauen lange von sich meinten, sie könnten nicht kreativ sein. In all diesen Büchern würde nach dem Vater gesucht, der allein trennende Macht hätte als Namen-des-Vaters, der den Haß konsumieren könnte; sie kommt zum Schluß: diese Art Kastration und Sublimation mit dem Namen Liebe verbrenne, da wo es Brennbares gebe, das Reale, an der Stelle der väterlichen Finität, an Stelle des Namens. Diese Texte legten unaufhörlich Feuer an den Namen, zerstörten ihn, um ihn wiederzufinden, einbezogen im Unendlichen der mütterlichen Erinnerung.

Das letzte Stück *La dernière Femme?* zeigt im Gegensatz zu Tendenzen der Frauenbewegung, die behauptet, die Frauen wären dabei, „ihre“ Sprache zu finden, daß dies unmöglich ist, da „ihr“ Sprechen nie das ihre sein kann, genau so wenig wie das weibliche Genießen, das nur findet, wer sich darin verliert.

Die meisten Texte wurden seit 1965 mündlich in Veranstaltungen der Ecole Freudienne, im Seminar Lacans, im Département de Psychanalyse der Université de Vincennes und an Kongressen der Lacanisten vorgetragen. Die Untersuchungen zur Weiblichkeit, die Interpretation zum Wolfsmann und die Texte über den Narzißmus sind bereits in verschiedenen Zeitschriften erschienen.

Bevor ich schreibe, möchte ich noch zusammenfassen, was M. Montrelay im zweiten Teil der Fallgeschichte einer Phobie unter der Überschrift *Brust und Plazenta* über Schwangerschaft und Geburt sagt, ausgehend von ihrer Beobachtung bei Analysantinnen, daß in der Schwangerschaft das Unbewußte anfangs zu schweigen. Weil die Frau nicht mehr allein sei, eine schwebende Zeit gemacht aus gegenwärtiger Zukunft ohne Vergangenheit lebe, nicht zwei, aber auch nicht eines mehr. Bei der Geburt verliere die Mutter nicht in erster Linie das Kind, sondern diesen realen Zustand der Schwangerschaft, die unendliche Plazenta-Zeit (*temps-placenta*). Beide, Mutter und Kind, verlören Leben mit dem Verlust der Plazenta, das Kind trage als Narbe davon den Bauchnabel. Die Mutter erlebe in der Geburt ihres Kindes nochmals ihre eigene Geburt, wiederhole, wie ihre Mutter ihre Geburt erlebt habe, aber diesmal als sprechendes Wesen und mit Genuß. Wenn sie sich als „genießende“ Substanz verliere, *pas-toute* im Unendlichen des Andern, werde sie symbolische Mutter. Diese Substanz an weiblichem Genießen, die den Andern einhülle (*l'enveloppe*), ihn umgebe und ins Unendliche entülle (*développe*), was sei das andere als dieser Schatten, jenseits jedes sichtbaren abgetrennten Schattens, dieser absolute Schatten, der dem Realen, an dem das Kind teilhat, Körperlichkeit verleiht.

über die Feminität suchen: die es müde sind, nur Bücher darüber zu lesen, die entweder geschrieben sind, um solide – männliche und weibliche – Vorurteile zu befestigen und zu bestärken, oder den Haß gegen den Mann und alles Männliche und die ganze Männerwelt hinausschreien, deren Autorinnen unermüdlich auf der Suche sind nach einer autonomen Frauengesellschaft, nach der weiblichen Kreativität, kurz danach, wie man dem Skandalon Mann ein für allemal den Garaus machen könnte. Es wäre dem Buch und der Autorin zu wünschen, daß sie einen interessierten und engagierten Verlag und Übersetzer oder Übersetzerin finden, die den Text auch im deutschen Sprachgebiet einer zweifellos großen Leserschaft zugänglich machen.

V.H.

Hanns Sachs: Freud, mon maître et mon ami. Paris: Denoël 1977 (166 S.) (DM 28,20)

1945 erschien das Buch zum erstenmal in englischer Sprache. 1950 folgte eine deutsche Übersetzung, die von dem Londoner Verlag Imago Publishing besorgt wurde. Die jetzt in Frankreich erschienene Ausgabe erinnert daran, daß Sachs' Arbeit auch wieder den deutschen Lesern zugänglich gemacht werden sollte, denn in der Reihe der Freudbücher, die in der letzten Zeit gehäuft erscheinen, darf es nicht fehlen.

Aus diesem Grunde greift der WUNDERBLOCK mit der jetzigen Rezension auch einem Projekt vor, eine Gesamtschau der Freudliteratur zu veröffentlichen: vielleicht ist es am Leser, eine Neuauflage zu verlangen.

Hanns Sachs war ursprünglich Jurist in Wien. Seinem Interesse für die Literatur, besonders für Dostojewski, verdankt er, daß er 1904 Freuds Vorlesung im Allgemeinen Krankenhaus zu Wien hörte. Von da ab ließ ihn die Psychoanalyse nicht mehr los: er zählte bald zu den engeren Schülern Freuds. Nach dem ersten Weltkrieg übersiedelte er nach Berlin und arbeitete dort wesentlich an dem Aufbau des ersten Institutes und der Poliklinik mit. Mitglied des sagenhaften Komitees der „sieben Ringträger“, hatte er auch nach dem Krieg ein vertrautes Verhältnis zu Freud.

Sachs ist, wie Freud, ein Kind der liberalen Wiener Judenschaft; so ist er prädestiniert, auch aus eigener Erfahrung heraus ein Zeugnis der Wiener Zustände abzugeben. Sein Buch ist vor allen Dingen ein subjektiver Bericht über die Psychoanalyse, Freud und seine Zeit. Es ersetzt nicht die „wissenschaftliche Literatur“, ergänzt sie aber und verschiebt auch ein ganz klein wenig die Schwerpunkte. Durch schlaglichtartige Anekdoten, farbige Berichte, widerlegt er einige der gängigen Phantasien zu diesem Thema.

Er macht z.B. deutlich, daß die Psychoanalyse nicht dem besonderen Klima der Stadt Wien – man spricht von der speziellen Wiener Sexualität – zu verdanken ist. Ohne die aus-

wärtige Unterstützung durch Kollegen und Patienten hätte Freud nicht existieren können: Wiener Analysanten stellten nur die Minderheit seiner Clientèle, die aus aller Herren Länder kam, dar.

Auch die bequeme These, Freud sei eben ein typisches Kind seiner Zeit, widerlegt er durch eindrucksvolle Schilderungen der Isolation, in der Freud steckte: 15 Hörer in seiner Vorlesung. So gingen Zeitgenossen doch wohl eher mit denen um, die ihnen weit voraus seien. Er berichtet auch von der Skepsis, mit der Freud seine nach dem Krieg zunehmende Popularität zur Kenntnis nahm: er hielt es mit Cromwell: „Es wären dreimal so viele gekommen, um mich hängen zu sehen.“ Sachs macht auch deutlich, daß Freud sich nicht auf ein einmal gesichertes Wissen zurückzog, sondern die Ergebnisse seiner Forschungen immer wieder überprüfte und teilweise verbesserte oder verwarf. Liegt hier ein Grund für sein Mißtrauen, mit welchem er auch der Entwicklung der Psychoanalyse in ihren Gesellschaften gegenüberstand? Seine Verwunderung darüber, daß die Psychoanalytiker für die Traumdeutung kaum noch Interesse aufbrachten, obwohl sie ein Herzstück seiner Arbeiten war? Die Gründung des Komitees, von der Sachs berichtet, war ein Versuch, die Entwicklung aus dem Hintergrund zu steuern, ein Versuch, der aus vielen Gründen scheiterte. Freud äußerte die Überzeugung, daß jede Entdeckung von ihren Adepten um die Hälfte zurückgenommen würde und noch einmal gemacht werden müsse.

Seit 1920 zog sich Freud, wie Sachs berichtet, mehr und mehr zurück, besuchte die Veranstaltungen des Wiener Arbeitskreises nicht mehr und sah nur noch wenige Freunde und Kollegen.

Hanns Sachs mußte vor den Nazis in die Vereinigten Staaten emigrieren, wo er 1948 als Professor für Psychoanalyse an der Harvard University starb. Die Editionsgeschichte seines lesenswerten Buches ist selber ein amüsantes Beispiel, wie es mit der Geschichte der Psychoanalyse bestellt ist.

L.M.

DU FINDER AUS REDEN

$\frac{S}{s}$

Der Rest ist

Berichte und Ankündigungen



1. Lacan-Symposium in Deutschland

Die Berliner Arbeitsgruppe – N. Haas, V. Haas, Hamacher, Lipowatz, Mai, J. Metzger, M. Metzger – hatte zu diesem von ihr vorbereiteten Treffen LACAN LESEN eingeladen. Vom 6.–9. April trafen sich in Berlin Analytiker, Literaturwissenschaftler und Philosophen aus der BRD, Österreich, Schweiz, Liechtenstein, Frankreich, Italien und den USA. Die VW Stiftung hatte die Finanzierung übernommen. Es wurden 5 Vorträge gehalten und 4 Arbeitsgruppen veranstaltet.

Die Vortragsthemen:

- | | |
|--|--------------------------|
| – Psychoanalyse und Hermeneutik | Dr. M. Frank, Düsseldorf |
| – Das Theorem E.F. Moores über endliche sequentielle Maschinen und das Problem der Kausalität in der Psychoanalyse | F. Kaltenbeck, Paris |
| – Was heißt Lacan übersetzen | Dr. N. Haas, Berlin |
| – Psychoanalyse und Institution: Kassenanalyse | L. Mai, Berlin |
| – Die gereinigte Psychoanalyse | Dr. P. Müller, Hamburg |

Die Themen der Arbeitsgruppen:

- Psychoanalyse und Hermeneutik (Leitung: J. Metzger)
- Lacan-Lektüre: Darstellung und Kritik
- der Dora-Analyse von Freud (Leitung: V. Haas)
- Übersetzung (Leitung: M. Metzger)
- Psychoanalyse und Institution (Leitung: P. Posch)

Über die Lacan-Rezeption in Italien berichtete Dr. J. Prasse, Mailand; in den USA Prof. Dr. S. M. Weber, Baltimore.

Die Vorträge und die Ergebnisse der Arbeitsgruppen wird der „WUNDERBLOCK“ in einer Sondernummer veröffentlichen, die im Herbst erscheinen wird. Es wurde beschlossen, 1979 ein weiteres Treffen zu organisieren.

Am 9. April 1978 wurde in Berlin im Anschluß an das Symposium „Lacan Lesen“ die Sigmund-Freud-Schule gegründet. Die Gründungsmitglieder N. Haas, V. Haas, L. Mai und J. Prasse bereiten eine ausführliche Gründungserklärung vor, die der Wunderblock im nächsten Heft veröffentlichen wird.

Vom 6. bis 9. Juli dieses Jahres findet in Paris der Kongreß der Ecole freudienne statt. Thema ist Transmission de la psychanalyse. Näheres und Anmeldung beim Sekretariat der Ecole freudienne de Paris, 69 rue Claude-Bernard, F 75005 Paris.

Bezugsbedingungen

Der Wunderblock erscheint etwa viermal im Jahr.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und der Verlag entgegen.

Ein Einzelheft kostet DM 7,50, ein Abonnement von 4 Heften DM 25,00.

Bei jeder Sendung werden Porto- und Verpackungskosten in Rechnung gestellt; Lieferungen von mindestens 10 Heften sind frei.

Adressenänderungen bitten wir schnellstens dem Verlag mitzuteilen.

Eine Kündigung des Abonnements ist 14 Tage nach Erhalt der vierten Nummer möglich.

Alle Zahlungen – bitte erst nach Rechnungsstellung – erfolgen durch Überweisung auf das Postscheckkonto des Verlages oder durch Internationale Postanweisung an das Konto oder die Adresse des Verlages.

Bestellungen werden erst nach Eingang des Geldes geliefert.

----- ✂
☐ Ich bestelle 1 Probenummer

☐ Ich abonniere

☐ Ich bestelle die Sondernummer „Symposium LACAN LESEN“

☐ Ich möchte über die Sondernummer informiert werden

Name

Anschrift

Ort, Datum

Unterschrift

☐ Ich kenne noch folgende Interessenten

Name

Anschrift

Die Vignetten sind aus dem Buch: Die Affenkönige oder die Reformation des Affenlandes. Ein politischer Roman in zwei Büchern, im Verlag Georg Philipp Wucherers, 1788. Die Zeichnung von André Masson auf S. 25 ist aus Acéphale, le annee (1936) no 1.

Rätsel

Was ist auf der hinteren Umschlagseite abgebildet? Die treffendste Antwort, die auch den Weg des Findens enthalten sollte, wird in der nächsten Nummer veröffentlicht und prämiert: mit einem Abonnement des WUNDERBLOCK.